Dr. A. Trepte

Vorwärts zu deutscher Gesinnungseinigkeit!

Tatsachen und Pflichten für jedermann



Berlin 1913 • Verlag der Liebelschen Buchhandlung
W 57, Kurfürstenstraße 164

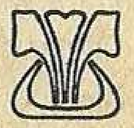
Vorwärts zu deutscher Gesinnungseinigkeit!

Tatsachen und Pflichten für jedermann

Von

Dr. A. Trepte

Militär-Oberpfarrer des XI. Armeekorps und Konsistorialrat



Berlin 1913

Verlag der Liebelschen Buchhandlung

W. 57, Kurfürstenstraße 164.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Meiner lieben Frau

Cassel, am 27. September 1912.

Vorwort.

„Trostloseres ist nichts zu sehn
Als ein Volk, dem die Ideale zum Teufel gehn.
Statt zu versinken im Völkerbrei,
Deutschland, besinne Dich und mache Dich frei!“

Inhalt.

Deutsche Vaterlandsliebe.

Vaterlandsliebe — das ist dem rechten Deutschen ein Edelwort. Er denkt dabei unwillkürlich an tiefes, warmes Empfinden und opferfreudiges, treues Wollen. Ihm ist „Vaterlandsliebe“ wie eine Flamme, die hell und stark im Herzen loht, oder, was sich so nennt, verdient nicht für ihn diesen Namen. „Heilige Flamme, glüh', glüh' und erlösche nie fürs Vaterland!“

Deutsche Vaterlandsliebe wollen wir unter uns Deutschen pflegen, nicht französische.

Alle Eitelkeit und Ruhmredigkeit soll uns fern bleiben, auch alle Selbsttäuschung. Vaterlandsliebe ist nicht Verliebtheit in das eigene Volk. Fröhlich und dankbar wollen wir von den Helden und Taten unseres Volkes singen, aber wir wollen nicht übertreiben, nicht nur Vorzüge bei unseren Helden sehen und nicht die Geschichte unseres Volkes als eine ununterbrochene Kette von Ruhmestaten hinstellen. Und Zeiten des Niederganges wollen wir ehrlich als unsere Schuld zugeben und nicht auf Verrat oder irgendwelches unverdientes Mißgeschick zurückführen. Und bei anderen Völkern wollen wir nicht nur Schatten sehen, sondern gern anerkennen, was dort Licht ist. — Die jungen Männer, die im Jahre 1806 vor

der Schlacht bei Jena an der Haustüre des französischen Gesandten in Berlin unter Hohn- und Spottrufen ihre Degen wetzten, hatten nicht deutsche Vaterlandsliebe im Herzen, sondern jene ruhmredige und hochmütige französische Art, die im Jahre 1870 bei der Kriegserklärung von einem „Spaziergange nach Berlin" sprach. Wohltuender, aus echt deutschem Ernste und Wahrheitssinn geboren, sind die Worte, die hundert Jahre später, am 1. Januar 1906, das „Militärwochenblatt" dem deutschen Offizierkorps zurief: „Das beginnende Jahr bringt die Erinnerung an Preußens trübste Tage. Jener Erinnerung wollen wir nicht aus dem Wege gehen. Sie lehrt uns, was einst möglich war, und warum es möglich wurde; sie warnt uns vor Selbstüberschätzung der eigenen Kraft und Unterschätzung des Gegners; sie mahnt uns zu fortgesetzt treuer Arbeit im Dienste des Kaisers und des Vaterlandes, zum Festhalten an den Grundsätzen, die Preußen und Deutschland wieder aufwärts geführt haben, zum Verharren in Gottvertrauen, in soldatischer Einfachheit und Selbstlosigkeit, in unbedingter Hingabe an die Pflicht." So spricht echte deutsche Vaterlandsliebe von trüben Zeiten. Über die Zeiten der Erfolge und frischen Aufschwunges aber schreibt sie das Wort, das Kaiser Wilhelm I. in die Denkmünze von 1870/71 eingraben ließ: „Gott war mit uns; ihm sei die Ehre!"

Auch die englische Vaterlandsliebe bleibe unserem Volke fern.

Wir wollen auch den anderen Völkern Licht und Luft gönnen und ihnen gegenüber auf ein gutes Gewissen halten. Das Vaterland soll uns nicht der bru-

tale Nimmersatt sein, für den wir offen raubend oder im Trüben heimlich fischend immer neue Länderteile und immer größeren Reichtum an uns ziehen. „Recht oder Unrecht — mein Vaterland!“ sagt der Engländer und kommt sich dabei sehr klug und praktisch vor. Doch in Wirklichkeit ist es noch nie klug und praktisch gewesen, sich über die ewigen Sittengesetze der Gerechtigkeit und der Ehrlichkeit hinwegzusetzen. Das meinte einst der alte Blücher, als er angesichts aller Erfolge Napoleons I. das Wort wagte: „Und er ist doch ein dummer Kerl!“ Die Sühne für die verletzte Weltordnung ist dann auch Napoleon nicht erspart geblieben. Auch für ganze Völker gilt das Wort Christi: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Mag es für einen Augenblick, ja, für viele Augenblicke scheinen, als sei eine Politik rücksichtsloser Selbstsucht die beste Politik, — „Gottes Mühlen mahlen langsam ...“ So lehrt die Erfahrung; unsere Zeit rühmt sich ja so gern, nur auf Erfahrungen und Beobachtungen etwas zu geben. Dem einzelnen, wie einem ganzen Volke ist alles unrechte Gut wie ein Fremdkörper im Fleische; es bringt Leiden oder gar den Untergang. Es ist nicht nötig, daß sich Brutalität und Falschheit gegen andere Völker gerade durch schwere Kriege rächen. Die schwerste Strafe für solche Sünden besteht darin, daß still und leise sich im eigenen Volke der Rechtssinn mindert und die Gewissen abgestumpft werden. „Eine verbrecherische Politik nach außen zieht im eigenen Lager Verbrecher groß.“ Andererseits wirkt eine gewissensernste Politik auf das eigene Volk gewissenschärfend.

Im Jahre 1655 lehnte der Große Kurfürst unter schwerer Gefahr für sich und sein Land ein ihm angetragenes schwedisches Angriffsbündnis ab, weil „wir auf diese Weise ein unruhiges Gewissen hätten, aber wir wollen ein freudiges Gewissen und gute, feste Zuversicht zu Gott haben". Das war echt deutsch empfunden und war eine gute Politik.

Liebe zum Vaterlande wollen wir pflegen, nicht bloß gelegentlich Begeisterung entflammen.

Das Wort „Hurra- und Festpatriotismus" soll uns ein Warnwort sein. Wohl ist Begeisterung etwas Hohes und Schönes, aber auf die Dauer kann sie niemand festhalten; schwere Zeiten, auch schon das Einerlei des Alltagslebens dämpfen auch dem Begeisterungsfähigsten bald die hohen Empfindungen. Beides soll jeder in unserem Lande können: große Gedanken fassen und große Zumutungen, Anstrengungen, Opfer aushalten. — Gewiß, frohe vaterländische Feste, an denen man einmal das eigene Ich und das Kleinleben des Tages vergißt und sich mit seinen Volksgenossen der Taten und Helden der Vergangenheit freut, sind notwendig. Wie dem Körper, so ist es auch der Seele heilsam, dann und wann aus den Niederungen auf Berge zu steigen. Solche Feste wollen wir ja pflegen, ob auch undeutsche Deutsche oder Ausländer sich darüber aufhalten. An solchen Festen wollen wir uns immer wieder auf die sittlichen Kräfte besinnen, aus denen unserem Volke Sieg und Macht wuchs, und an ihnen wollen wir große, klare Gesichtspunkte gewinnen, unter die wir zum Heile des Ganzen unser Leben stellen. Doch inmitten aller frohen Festfeiern wollen wir nie vergessen: nicht

flammende Reden und brausende Hochrufe, nicht farbenfrohe Festzüge und flatternde Fahnen gründen eines Volkes Heil „wie Fels im Meer“, sondern „Liebe des freien Mannes“.

Liebe zum Vaterland wollen wir pflegen, nicht nur Liebe zur Heimat.

Niemand soll es schelten oder bespötteln, daß der Thüringer an seinen Bergen und der Holsteiner an seinen Marschen hängt, daß es den Rheinländer immer wieder zu seinen Rebenhügeln und Burgen zieht. Wo unsere Eltern sorgten und schafften, und wir selbst die Kinderschuhe trugen, das bleibe bis an unser Ende unserem Herzen das liebste und schönste Stück dieser Erde. — Und als eine freundliche Fügung wollen wir es immer wieder bezeichnen, daß unser Reich ein Bund von selbständigen Stämmen und Staaten ist und nicht ein gleichförmiger Einheitsstaat, wie z. B. Frankreich. Während dort alles Blut Paris, als dem Herzen, zuströmt, aber die Glieder leicht verkümmern, haben wir an den zahlreichen Haupt- und Residenzstädten innerhalb unseres Vaterlandes viele und vielerlei Mittel- und Ausgangspunkte der Bildung und Kultur. Keinem deutschen Stamme soll zugemutet werden, daß er seine durch Boden, Klima, Geschichte bedingte Eigenart aufgibt.

Doch mit bloßer Heimatliebe kommen wir Deutsche heute noch weniger aus als früher. Die Zeiten, wo dem Thüringer nur sein Thüringer Land, dem Bayern nur sein Bayernland am Herzen lag, wo der Hannoveraner nach Preußen wie in das Ausland hinübersah, waren für uns Deutsche traurige Zeiten

der Ohnmacht und unwürdiger Abhängigkeit. Dem ganzen Vaterlande, soweit der deutsche Kaiseradler seine Fittiche spannt und die schwarz-weiß-rote Fahne weht, muß unsere Liebe gelten. Die Sorgen des Ostmärkers müssen auch dem Bayern und dem Friesen zu Herzen gehen; die Süddeutschen dürfen nichts erstreben, was den Norddeutschen nicht zum Vorteil ist; und keine ausländische Macht, mag sie geartet sein, wie sie will, darf einem Stamme oder Landesteile innerlich näher stehen als die deutschen Bruderstämme zwischen Maas und Memel, Etsch und Belt. Denn die engere Heimat kann auf die Dauer nicht gedeihen, wenn das Vaterland nicht gedeiht. Andererseits, wie schon vor Jahrhunderten der Nürnberger Schuhmacher und Poet Hans Sachs aus der deutschen Geschichte herausgelesen hatte:

„Alpenland und Meeresstrand
Raumgetrennt, doch stammverwandt,
So sie gehen Hand in Hand,
Reicht's zum Segen allensamt."

Allerdings fordert die Rücksicht auf die anderen deutschen Stämme und Landesteile Opfer. Ein hochgestellter Mann, den seine häufigen Dienstreisen mit allen Teilen Deutschlands vertraut gemacht hatten, sagte einmal: „Durch meine Reisen ist es mir zum Bewußtsein gekommen, wie schwer es ist, bei der Gesetzgebung den Interessen aller einzelnen Landesteile auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Die Lebensbedürfnisse des Ostens weisen oft in eine ganz andere Richtung als die des Westens; und wie verschieden sind die Wünsche der ‚Waterkant' und der Süddeutschen!" Aber echte, lebendige Vaterlands-

liebe macht innerlich stark, auch berechtigte persönliche Wünsche, selbst gute, alte Rechte, vor allem aber Vorurteile, Abneigungen, Eifersüchteleien aufzugeben. Das bewies das große Jahr 1870/71. Seitdem sollte niemand mehr der Versuchung erliegen, das Wohl seiner engeren Heimat über das Wohl des ganzen weiten Vaterlandes zu stellen. —

Die deutsche Vaterlandsliebe ist eine Kraft, die still verborgen in der Tiefe der Herzen lebt und je nach dem äußeren Anlaß bald in dieser, bald in jener Form an das Tageslicht tritt.

Der Minister vom Stein, der vor hundert Jahren Preußen aus seiner Erniedrigung durch Napoleon wieder aufwärts führte, verließ einmal entrüstet einen Kreis hochgestellter Persönlichkeiten, weil darin unanständige Geschichten und Witze erzählt wurden. „Das ist ein Unrecht an unserem Vaterlande!“ so rief er zornig. Ebenso handelte zweihundert Jahre früher bei einem Besuche in Holland als Kurprinz der spätere Große Kurfürst. Als man ihn nach einem Festmahle in die Gesellschaft leichtfertiger Frauen brachte, riß er sich mit den bekannten Worten los: „Ich weiß, was ich meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Vaterlande schuldig bin,“ und brach mit den Männern, die ihm Niedriges und Gemeines zumuteten. Das war beide Male Vaterlandsliebe in der Form der persönlichen Sittenstrenge und des gewissenhaften Achtens auf ein gutes Vorbild für die Volksgenossen. An diese Form der deutschen Vaterlandsliebe dachte einst der glühende Vorkämpfer für Preußens und Deutschlands Ehre und Macht, der Geschichtsforscher

von Treitschke, als er die Worte schrieb: „Was du tust, um dich zu einer reinen, reifen und freien Persönlichkeit heranzubilden, das tust du für dein Volk."

In der Tat, keiner lebt, ohne irgendwie stetig seine Umgebung zu beeinflussen. Unablässig gehen von jedem stille verbindende Fäden zu anderen hinüber, mehrt oder mindert jeder, wenn auch meist unbewußt, in seiner Umgebung den Besitz an sittlichen Werten, an Treue, Ehrlichkeit, Wahrheitssinn, Liebe, Geduld, Keuschheit. Das hatten in der Zeit der Befreiungskriege viele deutsche Männer und Jünglinge klar erfaßt. Sie gründeten unter sich allerlei Vereinigungen, um gegenüber allem undeutschen — sie sagten gern „welschen" — Wesen sich gegenseitig zu deutscher Gesinnung und vorbildlicher Lebensführung zu erziehen. Sie hatten das Wort der Königin Luise verstanden: „Das Gute kommt nur durch die Guten." Der Niederbruch Preußens im Jahre 1806 und danach die Erhebung im Jahre 1813 hatten deutlich gezeigt, daß nur sittlich ungebrochene Persönlichkeiten, die ihren Leidenschaften gebieten können, dem Vaterlande dauernd wertvolle Dienste leisten. So war einst im letzten Grunde die größere Sittenreinheit der Germanen das Geheimnis ihres endgültigen Sieges über das hochentwickelte, kriegserfahrene Römervolk gewesen. Auch in Zukunft wird das Volk, das in allen seinen Teilen am entschiedensten auf sittliche Reinheit und Zucht hält, im friedlichen Wettstreit der Völker wie im blutigen Ringen des Krieges den endgültigen Sieg gewinnen. Wem wirklich Vaterlandsliebe im Herzen glüht, der hält in seinem Privatleben, in seiner Fa-

milie, auf seinem Arbeitsfelde auf ein gutes, persönliches Vorbild, vor allem auf sittliche Reinheit. Und in dem leider so notwendigen Kampfe gegen den Schmutz in Worten, Schriften, Theaterstücken, Schaustellungen und Bildern ist er ein energischer Mithelfer. Nicht in guten Gesetzen, sondern in guten Menschen liegt die Zukunft unseres Volkes.

Auch der Arbeitsfleiß, der in einem Volke lebt, entscheidet mit über seine Zukunft.

„Faule Völker," so sagt ein bekannter Kulturhistoriker mit Recht, „werden von den fleißigeren hinweggearbeitet; sie verschwinden auch ohne Gewalttat, denn sie können ihre Persönlichkeit nicht behaupten. Im Kleinen können wir Ähnliches bei uns selbst beobachten. Strömt in herabgekommene Städte, deren Bürger mutlos, träge, stumpf geworden sind, ein frischer Zufluß fleißigerer Einwohner, so verschwinden die alten Familien allmählich. Sie verderben, sterben, ziehen hinweg, kurzum, sie werden hinweggearbeitet, und nach hundert Jahren sind lauter neue Namen in der Stadt." Dieser durchaus richtigen Beobachtung entsprechend ist Tüchtigkeit auf dem Berufsfelde, auf dem man als Geistes- oder Handarbeiter, im Hause oder außerhalb des Hauses, als Mann oder als Frau steht, die beste Politik, die der einzelne treiben kann. „Es tu' ein jeder seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn!" Dieser alte deutsche Rat gilt auch für das große Wohnhaus eines ganzen Volkes. Aber die Arbeitsscheuen sind am Baume eines Volkes wie Schmarotzerpflanzen, gleichviel, ob sie bettelnd auf den Landstraßen dahinziehen oder in sorgfältig ausgestatteter Wohnung ein

selbstsüchtig-behagliches, keine neuen Werte schaffendes Dasein führen.

Schon lebt in vielen ernsten Männern und Frauen der Grundsatz, ihre Mitmenschen nach der Treue, mit der sie wirkend und schaffend ihre Kräfte einsetzen, zu beurteilen und zu behandeln. Dieser Grundsatz muß in unserem Volke Allgemeingut werden. Niemand, der an Leib und Geist einigermaßen gesund ist, hat das Recht, sein Leben in behaglichem Nichtstun zu „genießen" oder nur mit leichter Scheinarbeit auszufüllen. „Es ist nicht nötig, zu leben, wohl aber Schiffahrt zu treiben," steht am Hause Seefahrt zu Bremen geschrieben. „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit tue," das war die Losung Friedrichs des Großen. „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist," in dieser Gesinnung ging Jesus durch seine Erdentage. „Wer träge ist," so schrieb einmal ein weitbekannter, deutscher Mann, „der soll sich nicht mit dem Namen eines Christen schmücken. Wohin Jesus gelangt, da rüttelt er die Menschen auf: Sage mir, tust du auch, was du kannst?" Man kann auch sagen: „Wer träge ist, soll nicht sagen, daß in ihm echte Liebe zu seinem Volke und Vaterlande lebt."

Viele Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen gibt es leider in unserem Volke, die wohl auf den Christennamen und auch auf den Namen eines Patrioten Anspruch machen, aber für ihre Person nur wenig beachten, daß „schaffende Arbeit Weltengebot" ist. Ungeheure Gaben und Kräfte, die unserem Volke und zugleich der Menschheit reichen

Segen bringen könnten, liegen darum brach. Andererseits müssen darum in allen Ständen viele Menschen über ihre Kräfte arbeiten, auch vieles entbehren, das ihnen wohl tut, ja, notwendig ist. Und viele Arbeiten, die dringend erforderlich sind, werden darum nur unvollkommen oder gar nicht getan. Und viel Bitterkeit und Groll wird dadurch in Menschenherzen getragen. Es ist nur zu natürlich, wenn das selbstsüchtig-bequeme Leben der einen die anderen unzufrieden macht, die in ernster, dauernder Arbeit ihre Zeit, Kraft, Gesundheit drangeben. Und wie soll die Jugend zu regem Pflichtgefühl und frischer Bereitwilligkeit, ihre Kräfte für die Allgemeinheit nutzbringend einzusetzen, heranwachsen, wenn sie um sich herum Müßiggang sieht? „Der Herr muß vorauf,“ denn sonst arbeitet das Gesinde nicht gut und nicht gern, lautet ein Wort alter deutscher Volksweisheit. „Wie sollen die jungen Leute arbeiten lernen, wenn ich es nicht tue?“ das war einmal die Antwort eines reichen Hamburger Handelsherrn, der trotz seines hohen Alters frühmorgens der erste im Kontor war. Wer so denkt und lebt, wirkt erzieherisch auf seine Umgebung und leistet unserem Volke und Vaterlande große Dienste.

Doch auf dem engen Berufsfelde darf der Sinn nicht eng werden. Außerhalb der Beamtenstube, Werkstätte, des Geschäftes oder wo wir sonst tätig sind, wohnen auch noch Menschen, und zwar Volksgenossen, die uns brauchen. Ihnen in *freudiger Hilfsbereitschaft* mit unserer Zeit und Kraft, auch mit unserem Gelde zu dienen, ist ebenfalls eine Form rechter Vaterlandsliebe. In dieser Beziehung

können wir etwas von der englischen Vaterlandsliebe lernen. Bismarck wies einmal auf den englischen Gemeinsinn hin und klagte, daß so viele Deutsche sich nur um ihren Beruf und ihre Familie kümmern.

Zum Unterschied von früheren Zeiten ist jetzt eine Fülle von Vereinen, Anstalten usw. in reger Tätigkeit, in unserem Volke „der Sünden und Seufzer weniger werden zu lassen". Der ernsten Mithilfe bei solcher Arbeit darf sich niemand entziehen. Ist zu solcher Hilfsarbeit die Zeit und die Kraft manches einzelnen nur gering, nun, in dem heiligen Kampfe gegen die Leiden und Laster der Welt sind nicht nur Feldherren, sondern auch gemeine Soldaten nötig. Auch wachsen die Kraft und das Geschick, während man sie übt. Auch ist die Not und das Böse in der Welt so vielgestaltig, daß jeder leicht eins oder mehrere Arbeitsfelder findet, welche gerade seiner Eigenart und seinen Kräften entsprechen. Es sollte nicht sein, daß die mobilen Regimenter der Nächstenliebe, wie man die wohltätigen Vereine genannt hat, oft so sehr um tätige Mithilfe bitten müssen, oft nur mit einem Jahresbetrage oder auch nur Ausrede abgefunden werden. „Ich bin nichts durch mich," schrieb einmal ein Mann, dem das Auge für seine Pflichten außerhalb seines engeren Berufes und seiner Familie aufgegangen war. „Alles, was ich in die Hand nehme, ist von einem meiner Brüder und Schwestern gearbeitet. Meine Wohnung ist von Brüdern gebaut, meine Kleider sind von Schwestern gesponnen; meine Tische, Tassen, Bücher, meine Lampe und meine Feder, die Kohlen in meinem Ofen und die

Gedanken in meinem Kopfe, alles würde nicht sein, wenn nicht hundert Hände für mich arbeiteten. Und nun sollte jemand die große Abhängigkeit von seinen Mitmenschen vergessen und nur an sich denken; er sollte nicht wissen, daß alle seine Arbeit dazu da ist, die Dienste zu vergelten, die er von ihnen entgegennimmt? Wenn jemand sich auf den Standpunkt stellt: die anderen sollen mir möglichst viel dienen, ich aber will möglichst wenig dienen, so durchbricht er die göttliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Er zerstört die Harmonie des Nehmens und des Gebens. Das ist die Grundsünde im Gemeinschaftsleben der Menschen. Ungezählte üben diese Sünde."

Weit über die kleinen Opfer an Zeit, Kraft, Bequemlichkeit und Geld, wie sie gemeinnütziges Wirken außerhalb der Familie und des Berufsfeldes fordert, geht die rechte Vaterlandsliebe hinaus, wenn es sich um große Angelegenheiten des ganzen Reiches handelt.

Wirkliche Vaterlandsliebe stöhnt und jammert nicht, wenn neue Steuern nötig werden, um z. B. das Heer schlagkräftig zu erhalten oder eine leistungsfähige Flotte zu schaffen. Aber manchmal könnte man an unserem Volke verzweifeln, wenn man beobachtet, was für unwürdige Mittel ganze Stände anwenden, um sich Opfer zu ersparen. Wie der Arbeiter jammert, wenn seine Genußmittel, Bier und Tabak, höher mit Steuern bedacht werden; wie Wohlhabende von jeder Steuer, die ihnen unbequem ist, behaupten, daß sie die Landwirtschaft, die Industrie, den Verkehr oder sonst wer weiß was verderbe. Ein weitbekanntes Bild zeigt ein Amtszimmer aus den Anfangsmonaten

des Jahres 1813. Mit allerlei Gold- und Silbergeräten, alten Familienerbstücken, drängen Männer und Frauen in das Zimmer, und an langen Tischen sind Beamte tätig, die Gaben in Empfang zu nehmen. Im Vordergrunde bringen Kinder ihre ersparten Groschen, arme Frauen ihre Trauringe; ein Mädchen trägt als einzige Gabe, die es bringen kann, sein hellblondes Haar, das es sich abschnitt. So opferte vor hundert Jahren in schwerer Zeit unser Volk von seiner Armut für des Vaterlandes Ehre und Freiheit. In unseren Tagen aber muß über besondere Strafgesetze gegen falsche Steuererklärungen beraten werden . . .

Rechte Vaterlandsliebe „läßt sich auch nicht erbittern", wenn z. B. einmal bei der Gesetzgebung bestimmte persönliche oder Standeswünsche nicht erfüllt werden. Aber so mancher Mann ist dann wie ein ungezogenes Kind, das nicht mehr mitspielt oder die Spielenden stört, weil ihm einmal nicht nach seinem Willen geschah. Jede Reichstagswahl liefert hierfür Beweise genug . . .

„Deutsch sein heißt sachlich sein," dieses Wort muß eine Wirklichkeit werden. Dem Rechte, zu der städtischen oder staatlichen Gesetzgebung einen Vertreter wählen zu dürfen, hat jeder einzelne Gewissensernst entgegenzubringen. Es ist unwürdig, sich bei Wahlen von persönlichen Stimmungen oder von der Rücksicht auf einseitige persönliche oder Standesvorteile leiten zu lassen. So gut es der einzelne kann, soll er die sozialen, wirtschaftlichen usw. Fragen, um die es sich in dem einzelnen Falle handelt, bis auf den Grund durchzudenken versuchen; mit

ruhigem Ernste soll er die verschiedenen Stimmen, die an ihn dringen und um ihn werben, prüfen und dann unbeirrt durch die kecken Machtsprüche einzelner oder das laute Urteil großer Massen seinem Gewissen folgen. So ist es deutsche Art, mag diese Art auch mancher als schwerfällig, eigensinnig, pedantisch schelten. Den heißblütigen, mehr auf gefällige Formen als auf kernhaften Gehalt achtenden Franzosen und anderen Nichtdeutschen mag es überlassen bleiben, Worthelden, die in kühnen Behauptungen oder kühnen Versprechungen groß sind, zu folgen.

Doch sei betont, daß es keineswegs ein Zeichen von Einsicht oder von Vaterlandsliebe ist, wenn man auf das Parteiwesen innerhalb unseres Volkes tüchtig schilt und sich davon zurückhält. An sich sind die Parteien kein Übel. Wären sie nicht, dann wäre unser Volk entweder eine rohe, stumpfe Masse, die sich über Staat und Staatswohl noch keine Gedanken macht, oder eine hart geknechtete Masse, die ihre Gedanken nicht auszusprechen wagt. Es ist schon in der Bibel ausgesprochen, daß Parteien sein „müssen“, wenn das Ganze gedeihen soll. Und daß in unserem Volke sich so vielerlei Parteien bildeten, ist keineswegs die Frucht von nur ungünstigen Volkseigenschaften.

Aber nie darf vergessen werden, daß auf Deutsch „Partei“ nur Volksteil heißt. Und deutscher Rechtssinn und Wahrheitsmut, christliche Weitherzigkeit und Brüderlichkeit sollten in unserem Volke stark genug sein, uns vor dem Fluche der Parteiblindheit, der Parteilüge, des Parteihasses und des Parteidespotismus zu bewahren. Der rechte Mann

benutzt die ihm zusagende Partei, um durch sie dem Ganzen zu dienen, und gehört nur so lange der von ihm gewählten Partei an, als sie vom Geiste ernster, selbstloser Vaterlandsliebe geleitet ist und ehrlich nur dem Ganzen dienen will. An sich steht der rechte, klar und weit denkende, selbstbewußte Mann auf einer höheren Warte als auf der Zinne einer Partei, weiß sich durch etwas Höheres innerlich gebunden, als nur durch ein papiernes Parteiprogramm, hat in seinem Gewissen einen Führer, der ihm höher steht, als ein Parteiführer.

Nicht in der Aufhebung des Parteiwesens, wenn dies möglich wäre, sondern in seiner Veredelung, und zwar in seiner Durchdringung mit echter Vaterlandsliebe, liegt das Wohl unseres Volkes. In dieser Richtung bei Versammlungen, Beratungen, Abstimmungen wie ein lebendiges vaterländisches Gewissen auf seine Partei zu wirken, das ist auch eine Form der Vaterlandsliebe. Die Leichtigkeit aber, mit der sich oft keck auftretende Parteihelden eine Gefolgschaft erwerben, auch der oft so geringe Widerspruch, den Parteiführer und Parteiblätter bei handgreiflichen Einseitigkeiten und bei groben Entstellungen der Wahrheit erfahren, beweisen leider, daß zu solchem vaterländischen Dienste viele den Mut nicht aufbringen. Würden die Parteiführer, Parteiredner, Parteizeitungen stets nur Männer von ruhigem, klarem, selbständigem Denken und gewissensernstem, festem Wollen vor sich sehen, sie würden anders auftreten, als sie es oft wagen...

Jede Partei hat die Führer, Redner, Zeitungen, die sie verdient....

Den **besten** Mann wählten sich einst die alten Deutschen aus ihrem Gau zum Führer, zum Herzog. Doch jetzt folgen viele deutsche Männer Parteigrößen, denen kein Tropfen deutschen Blutes in den Adern rinnt oder deren Herz fühlbar undeutsch empfindet oder deren an sich gut deutsches Denken und Empfinden von ausländischen Mächten beeinflußt wird... Sage mir, welchen Parteiführern du folgst und wie du dich deinem Parteivorstand, deiner Parteizeitung und deinen Parteigenossen gegenüber verhältst, und ich will dir sagen, ob du ein freier und ernster Mann bist! — —

Als einst ausländische Mächte ein Stück deutschen Bodens nach dem anderen an sich rissen, rief der Große Kurfürst in unser Volk: „Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und Vaterland nicht zu versündigen. **Gedenke, daß du ein Deutscher bist!**“

Und als Napoleon I. unser Volk seine harte Faust fühlen ließ, erklärte in Berlin weltbürgerlich denkenden Leuten gegenüber der bekannte Pfarrer und Professor Schleiermacher es für „**unanständig**“, wenn ein Christ seinem Vaterlande nicht mit hingebender, opferfreudiger Liebe zugetan sei. Der Philosoph Fichte prägte damals das vielgenannte Wort: „Vaterlandslosigkeit ist als äußerer Zustand ein großes Unglück, **als innere Gesinnung aber eine Niederträchtigkeit.**“

Diese Worte sollen unvergessen bleiben!

„Schwer Errung'nes" — gilt's zu halten!

„Was für Mühe hat es doch gekostet, das römische Weltreich zu gründen!" so drängte es sich vor etwa zweitausend Jahren einem Römer auf, als er sinnend über den Werdegang seines Volkes hinblickte. Während um ihn die anderen die Macht und Sicherheit und den Wohlstand des Reiches wie etwas Selbstverständliches hinnahmen und genossen, sah sein Auge auf den mühsamen Weg, auf dem dies alles errungen war, auf die Arbeiten und Sorgen, Leiden und Entbehrungen, Gefahren und Enttäuschungen der Väter.

Solch sinnendes Rückwärtsschauen hat einen guten Wert. Was man als etwas Selbstverständliches ansieht, das schätzt man wenig. Ganz anders verhält man sich zu dem, das man mühsam erkämpfte und teuer bezahlte. Und die heranwachsende Jugend wird über dem, das ihr mühelos zufiel, nur dann treu wachen, wenn ihr tief ins Herz drang, was die Väter darum litten und arbeiteten. Das gilt von ererbtem Familienbesitz, wie von vaterländischem Besitz.

In dieser Erkenntnis wählte die Stadt Leipzig für ihr Siegesdenkmal das Wort:

„Unsrer Väter heißes Sehnen:
Deutschlands Einheit, ist erstritten.
Unsre Brüder haben freudig
Für das Reich den Tod erlitten.
Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errung'nes zu erhalten! — —

Unser herrliches Deutsches Kaiserreich zwischen Maas und Memel, Etsch und Belt — wie eine hochragende Burg steht es da. Endlich ist das Sehnen der deutschen Volksseele erfüllt. Aber ehe zu dieser Burg die einzelnen Steine zusammengebracht waren und aneinandergepaßt und eng miteinander verbunden und dann über den Bau das schützende, zusammenhaltende Dach gewölbt, — wie viele Jahrhunderte sind darüber vergangen, und was sahen diese Jahrhunderte bei unseren Vätern für Mühe und Arbeit, Leiden und Not! Viele, viele Feinde haben „mit groß Macht und viel List“ immer wieder versucht, den werdenden Bau aufzuhalten; oft haben sie mühevolle Arbeit, die schon gelungen war, wieder eingerissen. Äußere Feinde draußen vor den Toren und Feinde, die uns Deutschen in unseren eigenen Herzen hausen. — —

So ziemlich allen Völkern Europas mußte unser deutscher Reichsbau in harter, zäher Kampfesarbeit abgerungen werden, den meisten in blutiger Kampfesarbeit. Keinem der Völker wollte es gefallen, daß sich im Herzen des Erdteiles ein freies, starkes Deutschland erhebe. Aber jedem war es eine stete Versuchung, sich aus unserem Lande ein passendes Stück herauszuschneiden. Und den meisten war dies recht leicht. Kein unübersteigbares Gebirge oder

weites Weltmeer bietet unserem Lande auch nur auf einer einzigen Seite einen natürlichen Schutz.

So sind alle unsere Grenzprovinzen längere oder kürzere Zeit unter fremder Herrschaft gewesen; selbst in der Mitte unseres Vaterlandes waren zeitweilig deutsche Städte und Dörfer Ausländern tributpflichtig. Wohl von allen Völkern Europas haben Heere auf deutschem Boden gekämpft und meist furchtbar gehaust. Noch heute sind viele Ruinen von Schlössern und Burgen, Kirchen und Klöstern Zeugen der Zerstörungslust von Schweden, Polen, Franzosen, Russen, Spaniern und Böhmen. Über viele von fremden Heeren zerstörte Dörfer geht heute die Pflugschar; viele einst blühende Orte sind, seit die Ausländer über sie kamen, bis auf den heutigen Tag kaum noch lebensfähige Gemeinwesen. Die Geschichte Deutschlands ist bis zum Jahre 1870 eine Leidensgeschichte.

Der Große Kurfürst legte einst den Grundstein zu dem Bau der heutigen deutschen Reichseinheit. Was war damals Deutschland? Ein Haufe von mehreren Hundert größeren oder kleineren Staaten. Alle so gut wie unverbunden nebeneinanderliegend; viele vom Ausland abhängig; jeder einzelne einem ernsten Feinde gegenüber ohnmächtig. Mitten im Frieden durfte der französische König Ludwig XIV. es straflos wagen, dem deutschen Volke die alte Stadt Straßburg zu rauben und die Kaisergräber in Speyer zu entweihen. Und was übernahm der Große Kurfürst bei seinem Regierungsantritte als sein Land? Drei weit auseinanderliegende Stücke deutschen Bodens: die Marken, durch den Dreißigjäh-

rigen Krieg bis zum letzten Blutstropfen ausgesogen und niedergetreten, — das Herzogtum Preußen, ein polnisches Lehen, — dazu einige Gebietsteile im Rheinland und in Westfalen, die ihm andere Fürsten streitig machten, und in denen er fremde Besatzungen dulden mußte. Und was war die Lebensarbeit des Großen Kurfürsten? Bald gegen die Schweden, denen Pommern gehörte, bald gegen die Polen sein Land zu schützen, bald Übergriffen Frankreichs zu wehren, bald in harter diplomatischer Arbeit andere Völker vom deutschen Boden fernzuhalten. Und doch, so heldenhaft und geschickt er kämpfte, so treu und opferfreudig auch sein Volk zu ihm stand, die Falschheit und Eifersucht der Wiener Diplomaten brachte ihn immer wieder um die besten Früchte seiner mühevollen Arbeit. Es ist bekannt, wie er einmal in ohnmächtigem Grimme über die Treulosigkeit, die er aufs neue erfuhr, prophetisch ein altrömisches Dichterwort wiederholte: „Einst wird aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen!" Eine deutsche Flugschrift aus dem Jahre 1658 stellt folgende bittere Tatsache fest: „Unser edles Vaterland ist jammervoll zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre, unseren Namen hingegeben und nichts damit angerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oder anderes, als fremder Nationen Gefangene?"

Friedrich der Große dehnte dann den Bau des Großen Kurfürsten in die Weite und führte ihn in die Höhe. Aber unter welchen Gefahren und Mühen und Opfern! Immer hieß es für ihn: Feinde ringsum oder unzuverlässige oder leistungsunfähige

Freunde. Halb Europa hat zeitweilig gegen ihn mobil gemacht, um ihn in seiner Bauarbeit zu stören. Als schließlich der überlegene Geist des Königs und die heldenmütige Hingebung seines Volkes gesiegt hatten, war unser Vaterland bis zum Tode erschöpft. Mit Tränen in den Augen hörte nach dem Siebenjährigen Kriege der einsam gewordene, früh gealterte König in der Garnisonkirche zu Potsdam das Tedeum. Dann lebte er mit seinem Volke nur noch für die bittere Aufgabe, die vielen schweren Wunden zu heilen, aus denen das Land blutete.

Kaum waren diese Wunden etwas vernarbt, da brachte Napoleon I. über unser Volk eine noch schwerere Leidenszeit. Ein deutscher Stamm nach dem anderen wurde ihm lehnspflichtig; Landesteile, die seit Jahrhunderten zusammengehört hatten, riß er willkürlich auseinander; zeitweilig dachte er daran, Preußen dem Schicksale Polens folgen und von der Landkarte verschwinden zu lassen. Wie ein Märchen klingt es heute, daß vor erst hundert Jahren deutsche Regimenter unter französischem Befehle marschierten und kämpften, daß französische Beamte in unseren Städten festsetzten, was Recht und Gesetz sei, was gedruckt, auf den Kanzeln und Kathedern gesagt werden dürfe, daß die deutschen Fürsten nach französischen Weisungen altvertraute, treue Ratgeber aus ihren Diensten entlassen mußten. Und was hat es dann für Mühen und Opfer gekostet, diese schmachvolle, harte Fremdherrschaft abzuwerfen! Mit Stolz nennen wir die Namen Großbeeren, Katzbach, Dennewitz, Leipzig, Waterloo und andere gleichen Klanges, aber die Kehrseite dieser glänzenden Siege bilden *unsagbare Mühen und Lasten*, här-

teste Verluste an Menschenleben und Menschenglück. Und doch wurden mit der Niederzwingung Napoleons noch nicht alle deutschen Stämme frei; Elsaß-Lothringen und Schleswig-Holstein blieben in fremder Hand. Und die anderen deutschen Stämme wurden trotz des Drängens der Besten in unserem Vaterlande noch nicht einig. Eifersüchtig und gelegentlich auch mit dem Schwerte drohend wachten die ausländischen Völker, Minister und Herrscher über jeden Schritt, den unser Volk zu größerer Einheit und Macht zu tun versuchte.

Noch mehr als ein halbes Jahrhundert dauerte es, bis endlich das Sehnen unseres Volkes gestillt wurde. Jubelnd feiern wir immer wieder gern die große Zeit von 1864—71; aber vergessen wir auch bei ihr nicht die Mühen und Opfer! „Stehst du dereinst, mein Volk, im Siegeskranze, vergiß die treuen Toten nicht!" Es ist buchstäblich wahr, daß die deutsche Reichseinheit, wie Bismarck einmal sagte, „aus den feindlichen Bataillonen herausgehauen werden mußte". Auch der schweren diplomatischen Arbeit, die neben der blutigen Arbeit der Soldaten einherging, um mißgünstige Völker fernzuhalten, sei dankbar gedacht. — —

Doch die fremden Völker vor den Toren unseres Landes waren nicht der gefährlichste Feind, mit dem wir Jahrhundert für Jahrhundert zu tun hatten. Weit mehr Mühen und Leiden bereiteten uns ungünstige Naturanlagen, die wir haben. Unsere heutige deutsche Reichseinheit ist nicht in natürlicher Entwicklung unserer Volkskräfte, vielmehr im Gegensatz zu starken Zügen unserer Eigenart entstanden.

In uns Deutschen steckt im Unterschied z. B. von

den Romanen ein ganz eigenartiger Freiheitsbegriff. Dem echten Deutschen heißt frei sein: von niemand beherrscht werden, ungeschoren bleiben. Jeder will nach seiner Art für sich leben. Ob er auf andere Einfluß ausübt, ist ihm gleichgültig. Diesem Freiheitsbegriff hat unser Volk, hat die ganze Menschheit viel Großes und Gutes zu verdanken, aber er hat auch die politische Entwicklung unseres Volkes sehr aufgehalten. Der unbändige Hang zu eigener Selbstbestimmung hat nie starken Staatssinn, freudiges Zusammengehörigkeitsgefühl, lebendiges Verantwortlichkeitsbewußtsein für das Volksganze aufkommen lassen. Er hat oft zu rücksichtslosem Trotz gegen die Gesamtheit und ihre Rechte verleitet. Höchstens wenn von außen allzu hart und hageldicht die Schläge auf uns herniederfuhren, ließen sich unsere Vorfahren, falls der rechte Mann dazu auftrat, zu gemeinsamem Wirken zusammenfassen. — Auch lebt in uns Deutschen eine besonders starke Empfänglichkeit für fremde, nicht deutsche Art, ja, eine ganz eigentümliche Neigung, das Ausländische zu überschätzen und die eigenen Werte und Güter zu mißachten. Es ist bezeichnend, daß wir mit dem Ausdrucke: „Es ist nicht weit her" etwas als minderwertig hinstellen. Bis zum Knechtssinn gegen Ausländer und ausländische Art und bis zum Haß der eigenen Volksgenossen und zum offenen Bruch mit ihnen können sich nur zu leicht aus allen Volksschichten Deutsche verirren. — Auch neigen wir sehr zu tief bohrendem, unfruchtbarem Grübeln, Untersuchen, Forschen und zu weltfremdem Träumen, zu tatenscheuer Gewissenhaftig-

keit und zu kleinlich-engem Haften an offenbaren Nebensächlichkeiten. Die deutsche Gründlichkeit hat auf allen Gebieten menschlichen Wirkens viel Gutes hervorgebracht, aber auch viel gute Kraft ist schon in unfruchtbaren Nichtigkeiten vergeudet.

Die Geschichte unseres Volkes ist ganz auffallend reich an wahrhaft tragischen Augenblicken, in denen große, edle Bestrebungen infolge solcher gefährlicher Züge des deutschen Volkscharakters scheiterten. Hochbegabte Fürstengeschlechter und ganze Volksteile sind elend untergegangen; schwerste Leiden sind über unser Volksganzes gekommen; der Hohn und Spott der ganzen zivilisierten Welt hat sich zeitweilig über uns Deutsche ergossen. Und bei aufrichtiger Prüfung können wir dabei nicht von einem unglücklichen Geschick, sondern im wesentlichen nur von wohlverdienter Strafe reden.

Nur ein paar Blicke in die Geschichte unseres Volkes. Stark, kühn, schwertgewaltig und an sittlicher Reinheit allen Völkern überlegen, treten wir Deutsche als Cimbern und Teutonen in die Geschichte ein. Diese beiden Stämme hätten der Weltmacht Rom jede Forderung stellen können, aber sie marschierten getrennt und wurden getrennt vernichtet. Das Jahr 9 n. Chr. sah einen Augenblick im großen ganzen die Deutschen geeint und darum im Teutoburger Walde siegreich, doch wenige Jahre später fand der bekannte, Deutschland so tief demütigende Einzug des Germanikus in Rom statt. Im Gefolge des Römers und von ihm hoch geehrt ritt als sein Bundesgenosse der deutsche Fürst Segestes und sah

kalten Auges mit an, wie unter anderen vornehmen deutschen Kriegsgefangenen sein eigener Sohn Segimunt und seine Tochter Thusnelda, Armins Gattin, mit ihrem in der Gefangenschaft geborenen Sohne gefesselt hinter dem Siegeswagen des Römers schritten. Es ist dies eine der schmerzlichsten, aber den deutschen Mangel an Zusammengehörigkeitsgefühl besonders grell beleuchtenden Erinnerungen unserer Geschichte. Bald darauf, im Jahre 16 n. Chr., dann jene denkwürdige Zusammenkunft Armins mit seinem Bruder Flavus, d. h. dem Blonden, am Weserstrome: der eine den römischen Dienst, in dem er ein Auge verlor, mit seinem Sold und seinen Ehrenzeichen als das Höchste achtend, und der andere, Armin, vergeblich an das Recht des Vaterlandes, an das hohe Gut der Freiheit, an die heimischen Götter und an die Mutter erinnernd, zuletzt beide im Begriff, mit den Waffen gegeneinander loszugehn! So, wie der Bruder Armins, haben im Laufe der Jahrhunderte viele, viele Deutsche im Solde fremder Völker, deren Art sie blind anstaunten, gegen ihre Brüder gekämpft. Bei Pavia fiel z. B. im Jahre 1525, für Frankreich kämpfend, die „schwarze Bande" der deutschen Landsknechte bis auf den letzten Mann unter den Streichen ihrer eigenen Volksgenossen. So kämpfte schon in der alten deutschen Volkssage der Recke Hadubrand gegen seinen Vater Hildebrand. — Als das römische Weltreich vor dem Ansturm der Deutschen dahinsank, gründeten germanische Heerhaufen in England, Frankreich, Italien, Spanien, Nordafrika eigene Reiche, aber alle diese Reiche starben an der Uneinigkeit ihrer Bewohner unter-

einander. — Während des ganzen Mittelalters lähmte nichts die Kraft der deutschen Kaiser so sehr, als die Eigenwilligkeit ihrer Vasallen. Ungezählte Empörer gegen Kaiser und Reich nennt die Geschichte; fast jeder einzelne eine prächtige, wohltuende Persönlichkeit, oft von der herzlichsten Liebe großer Volksteile getragen, aber von unbändigem Eigensinn und rücksichtslosem Verlangen nach absoluter persönlicher Selbstbestimmung. Oft schlossen deutsche Fürsten lieber mit Ausländern die unnatürlichsten Bündnisse, gaben Ausländern ganze Landesteile preis, als daß sie Volksgenossen gegenüber ein kleines Recht aufgaben. Es gab schließlich eine Zeit, wo man zum Hohn und zur Freude der umwohnenden, in sich eng geschlossenen Völker im Deutschen Reiche neben 1475 reichsritterlichen Gebieten 304 sogenannte Staaten zählte. Man sah im Auslande das deutsche Volk mit geringschätzigem Wohlwollen als ein Volk von Gelehrten und Weltbürgern, Schulmeistern und Träumern an, nicht ohne persönliche Tapferkeit, aber harmlos und unpraktisch und daher nicht berufen, auf der Weltbühne neben anderen Völkern eine ebenbürtige Rolle zu spielen. Noch beim Beginn des Krieges 1870 setzte Napoleon III. seine Hoffnung auf die Uneinigkeit der deutschen Stämme und Fürsten untereinander.

Wenn trotz solcher und zwar stark ausgeprägter ungünstiger Züge im deutschen Wesen sich unser Volk doch schließlich aus der Tiefe kleinstaatlicher Eigenbrödelei zur Höhe völkischer Einheit erhob und aus einer ärmlichen Winkelstellung zur Weltmacht emporstieg, so daß seine seit Jahrhunderten gehemmte

Volkskraft sich nun frei entfalten kann, so bedeutet dies eine ganz außerordentliche sittliche Leistung unseres Volkes, einen Sieg über seine eigene Natur, den schwersten und schönsten Sieg, den Menschen erringen können. „Tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapf're, wer sich selbst bezwang."

Für diesen Sieg unseres Volkes über seine eigene Natur muß in allen Kreisen das Verständnis lebendig gehalten werden. Es muß bei alt und jung, gebildet und ungebildet die klare Erkenntnis leben, daß nicht nur auf der Schlagfertigkeit und Schärfe der Waffen, sondern vor allem auch auf weiteren Siegen solcher Art die Zukunft unseres Vaterlandes ruht. Um so dringender ist solche Erkenntnis als Allgemeinbesitz notwendig, weil unter allen Umbildungen des äußeren Bestandes eines Volkes die unsichtbaren Züge seiner Seele dieselben bleiben. „Wie im einzelnen Menschenleben," so sagt einer unserer ersten Geschichtskenner, „der Mann nicht einen einzigen Zug seines Kindesgesichtes und doch die gleiche persönliche Natur bewahrt, so zieht sich durch allen Wechsel einer Volksgeschichte dieselbe nationale Persönlichkeit."

Die uralte deutsche Neigung, selbstgenügsam ein beschauliches Traumleben zu führen, lebt auch heute noch in unserem Volke. Viele gute Kräfte liegen ungenutzt da, mit denen zum Wohle des Ganzen wertvolle und notwendige Arbeiten geleistet werden könnten. Vor allem nutzen solche tatenscheue Art, in der bei uns viele gut gesinnte, tüchtige Menschen dahinleben, allerlei schlechte Elemente aus. Man

sieht wohl ihr schädigendes Treiben, klagt oder schilt auch darüber, aber rafft sich nicht eher auf, ihnen ihr Handwerk zu legen, als bis gleichsam schon das Dach über dem Kopfe brennt. Das meinte einst Kaiser Wilhelm I., als er auf rührselige Klagen über das Treiben schlechter Agitatoren unwillig antwortete: „Wo bleiben denn die guten Agitatoren?"

Auch die alte deutsche Neigung, in kleineren Kreisen rücksichtslos gegen das Wohl des Ganzen eigene Politik zu treiben, lebt noch in unserem Volke. Und wie eigensinnig und rechthaberisch, wie schmähsüchtig, ungerecht, gehässig kann dabei der echte Deutsche gegen den Volksgenossen sein, der nicht genau auf seinem Standpunkte steht! Man braucht nur das Treiben der meisten Parteiführer und Parteizeitungen zu beobachten.....

Und auf Schritt und Tritt trifft man noch immer die alte würdelose Vorliebe für ausländische Dinge und die alte, oft bis zur Unterwürfigkeit gehende Liebedienerei vor Ausländern, die sich bei uns aufhalten. Die mancherlei Gegenbestrebungen gegen diese uns bald verächtlich, bald lächerlich machende Art haben im ganzen bis jetzt wenig Erfolg gehabt. Nach dem Dreißigjährigen Kriege schrieb darüber Friedrich von Logau die zornigen Worte:

„Diener tragen insgemein
Ihrer Herren Liverein;
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr,
Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' Dich doch
Dieser schnöden Knechterei!"

Solche Zurechtweisung verdienen noch heute viele, die sich Deutsche nennen. Und in diesem Jahre 1912 schrieb im „Daily Graphic" ein Engländer auf Grund eingehender persönlicher Beobachtungen: „Man glaubt im Auslande, daß das Nationalgefühl der Deutschen viel stärker entwickelt sei als in jeder anderen Nation, aber das trifft nicht zu. Wohl in keinem Lande werden so viele Gesellschaften zur Stärkung des Nationalgefühles gegründet, aber selbst Deutsche geben schmerzvoll zu, daß diese weniger dazu dienen sollen, ein gesundes Nationalgefühl zu stärken, als offenkundige Mängel des Nationalgefühles zu beseitigen. Der Deutsche hat eine fast perverse Vorliebe für alles Fremde, gleichviel, ob es gut oder schlecht sei, und das ist seine historische Schwäche. Und Berlin ist der Mittelpunkt der Ausländerei. Seine Bürger sprechen gern in einem entsetzlichen Mischmasch der englisch-französischen-deutschen Sprache. Die Zeitungen strotzen von Anzeigen, die in dieser häßlichen Sprache abgefaßt sind, und man sucht die Kunden anzulocken, indem man ausdrücklich darauf hinweist, daß die angebotenen Waren nicht deutsch sind. ‚Ein Smoking-Anzug auf französischer Seide nach englischer Mode, elegant, schick!' Oder ‚Englische Zigaretten' oder ‚Krawatten, wie sie König Georg V. trägt' usw. Selbst in den Arbeitervierteln, die nie ein Fremder betritt, ist alles ‚englisch' oder ‚französisch' . . . Dieser Mangel an Achtung vor der eigenen Kultur ist das Haupthindernis für die Ausbreitung des deutschen Einflusses. Er ist wohl auch der Grund dafür, daß die germanische Rasse, die einst

Europa von der Iberischen Halbinsel bis zum Schwarzen Meer beherrschte, heute auf ein schmales Gebiet in Mittel-Europa beschränkt ist." Zu diesen Worten eines Engländers fügte eine vaterländisch gesinnte deutsche Zeitung hinzu: „Was sagen unsere Auslandsaffen zu diesem Spiegelbild, das ihnen ein Ausländer vorhält? Überkommt sie nicht wenigstens etwas von der tiefen Scham, die jeder Deutschfühlende beim Lesen dieser nicht im geringsten übertriebenen Schilderung empfinden muß? Vielleicht trägt die offene Aussprache der Geringschätzung dazu bei, die zu bekehren, die sich aus bloßer Gedankenlosigkeit zur Auslandsnachäfferei hergeben."

In der Riddarholmskirche zu Stockholm, dem „Tempel der schwedischen Ehren", in der auch die Gebeine des Königs Gustav Adolf ruhen, fand man im Jahre 1713 eine Marmortafel mit folgender Inschrift: „Sechs waren, sind und werden sein die Ursachen schwedischen Unglückes: Eigennutz, versteckte Gehässigkeit, Verachtung der Gesetze, Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl, unbedachte Vorliebe für das Fremde, unüberwindlicher Neid gegen die eigenen Landsleute." Damit sind auch die schlimmsten Feinde unseres deutschen Volkes genannt.

* * *

Im Thüringerlande lebt eine bedeutungsvolle Sage.

Ein Landgraf baute einst auf einem Berge, der von allen Seiten freien Zugang hatte, eine Burg.

Stattlich erhob sich der Bau über die umliegenden Täler, Wälder und Hütten; reiches Gut und frohe Menschen füllten seine Räume. Mancher Gast lobte den Bau; aber mancher wunderte sich auch, daß ihm die schirmenden Mauern fehlten. So tat auch einst ein Kaiser. Da sagte der Graf: „Noch ehe vierundzwanzig Stunden vergangen sind, wird die Mauer da sein." Und er hielt Wort. Als der nächste Tag erschien, stand die Mauer, eine lebendige Mauer unter sich eng geschlossener, scharf bewehrter Mannen.

So steht unser junges Deutsches Reich unter den anderen Staaten der Erde da. Ein mächtiger, hochragender Bau; reiches Gut füllt seine Räume, und fleißige Menschen, mit edlen Gaben ausgestattet, arbeiten darin zum Segen der ganzen Menschheit. Aber der Zugang zu ihm ist auf allen Seiten frei, und mißgünstig sehen zu ihm die anderen Völker herüber. Unsere Männer und Jünglinge müssen, unter sich in Eintracht verbunden und im Waffenhandwerk wohl erfahren, die Mauer um unseres Reiches festen Burgbau bilden. Und unsere Nichtwehrhaften, die Frauen und Mädchen, müssen sich nicht nur schützen lassen, sondern verständnisvoll für das vaterländische Wohl mitsorgen und sinnen. „Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann," so muß es über die Unterschiede der Bildung, des Besitzes, der Arbeit und des Geschlechtes hinweg in den Herzen glühen. Das meinte einst Kaiser Wilhelm II., als er in einer Rede die Losung ausgab: „Nach außen entschlossen — nach innen geschlossen."

Deutsches „Nationaleigentum“.

„Nationaleigentum“ — dieses eine Wort hat einmal eine falsch beratene Volksmenge vor einer großen Torheit und einem schweren Unrecht bewahrt.

Es war am Tage nach dem blutigen 18. März 1848. In den niederen Volksschichten Berlins wurde ungerechterweise die Schuld an dem vergossenen Blute dem als energischen Soldaten bekannten Prinzen Wilhelm von Preußen, unserem ersten Deutschen Kaiser, zugeschoben, und eine wild erregte Schar wollte sein Palais „Unter den Linden“ plündern. Da kam einem verständigen, königstreuen Manne ein rettender Gedanke. „Nationaleigentum“, so schrieb er mit weithin sichtbaren Buchstaben an das Palais, und die irregeleiteten Leute ließen es unangetastet.

„Nationaleigentum! Achtung davor! Wer sich an ihm vergreift, vergreift sich an unserem ganzen Volke!“ So muß jeder von noch ganz anderen, weit bedeutungsvolleren Werten denken, als ein steinernes Haus ist. Nur drei solcher Werte seien genannt: Die Hohenzollernfamilie, das deutsche Volksheer und die deutsche Kriegsflotte.

1. Die Hohenzollernfamilie.

Immer wieder erklingt — freiwillig oder unfreiwillig — aus anderen Völkern das Geständnis, daß

sie sehr viel darum gäben, wenn sie unsere Hohenzollernfamilie besäßen. Nur in unserem Volke sehen allerlei Leute aus allen Ständen nicht, was unserem ganzen Volke mit dieser einen Familie gegeben ist. Die einen spinnen trotz aller Erfahrungen der Geschichte alter wie neuer und neuester Zeit graue Theorien über die Vorzüglichkeit einer republikanischen Verfassung und kommen sich dabei freigesinnt, aufgeklärt, geistig selbständig vor. Andere haben gar die traurige, sie selbst wenig ehrende Neigung, Fehler und Schwächen der Hohenzollern auszuspionieren, zu übertreiben und auszuposaunen.

Gewiß, „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren, und kehren um zu ihrem Staub . . .“, das bestreitet niemand, das singt sogar laut die evangelische Gemeinde im Gotteshause aus ihrem Gesangbuche. Und selbstverständlich, wie keine Familie der Welt, so hat auch die Hohenzollernfamilie weder vollkommene noch auch nur immer bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht. Ohne Zweifel haben Hohenzollern auch gelegentlich Fehler begangen, unter denen unser Volk leiden mußte. Aber man nenne aus unserem deutschen oder aus irgendeinem anderen Volke nur eine einzige Familie, die seit schon fünf Jahrhunderten im ganzen so fördernd, anregend, hebend auf ihr Volk einwirkte, wie diese. Man wird wohl recht lange suchen müssen.

Es ist zwar Menschenart, daß der Prophet in seinem Vaterlande wenig gilt, und besonders wir Deutsche neigen dazu, den eigenen Besitz und die eigenen Volksgenossen gering einzuschätzen, ja, geradezu schlecht zu behandeln. Wenn aber diese

natürliche schlechte Art dem Herrscherhause gegenüber nicht durch Einsicht, Gerechtigkeitsgefühl und Dankbarkeit in Zucht gehalten wird, dann kann dies einem Volke teuer zu stehen kommen. „Ich bin wie eine Platane"; klagte einmal der griechische Staatsmann und Feldherr Themistokles, „im Sturm und Regen suchen alle gern unter ihr Schutz, aber bei gutem Wetter reißen sie rücksichtslos von ihr Blätter und Zweige ab." Nun, durch unverständige und boshafte Art kann bei gutem Wetter ein edler Baum auch so zugerichtet werden, daß er im Sturm und Regen keinen Schutz mehr geben kann . . .

Allerdings, um einen Menschen oder gar eine Familie richtig zu beurteilen, muß man sich vorurteilsfrei und vertrauensvoll in ihr Leben und Wirken versenken, nicht sie lauernd umschleichen. — —

Es mag sein, daß einzelne andere Fürstengeschlechter sich und ihrem Volke glänzenderen Kriegsruhm errangen, obschon so leicht sich die Namen Fehrbellin, Leuthen, Düppel, Königgrätz, Wörth, St. Privat, Sedan nicht überbieten lassen. Sicher haben andere Herrschergeschlechter das Gebiet ihres Staates umfangreicher vermehrt. Aber als Erzieher des Volkes steht keins aus irgendeiner Zeit über den Hohenzollern. Sie waren in ihrer Erzieherarbeit oft schroff und rauh; wer zu behaglichem, „gemütlichem" Lebensgenusse neigt, wird sich nicht leicht in ihre Art finden. Aber ihr harter Wille und ihr unerbittlicher, nüchterner Realismus schufen, was „Gemütlichkeit" nie geschaffen hätte. Wiederholt haben gute Menschenbeobachter die Menschen in zwei Klassen eingeteilt: in solche, die ernst arbei-

tend wirkliche Werte schaffen, und in solche, die im wesentlichen nur von der Arbeit der anderen leben. Die Hohenzollern gehören unstreitig in die erste Klasse.

Was war die Mark Brandenburg, als dort im Sommer 1412 der Burggraf von Nürnberg seinen Einzug hielt? Ein armes, unfruchtbares Land. „Des Deutschen Reiches Streusandbüchse“ nannten es in mitleidigem Spotte die von der Natur günstiger ausgestatteten Länder. Und dieses arme Land war durch schlechte Herrscher oder herrscherlose Zeiten noch bis auf den Grund herabgewirtschaftet. Viele Dörfer lagen verwüstet, viele Felder unbebaut; die armseligen Städte waren nur schwach bevölkert. Unter den Reichen und Hochstehenden herrschte Sittenlosigkeit, Roheit und Mangel an Rechtssinn; die übrige Bevölkerung war „bis zur Todessehnsucht mutlos, bis zum Stumpfsinn ergeben, bis zum Sklavensinn verknechtet“. In diesem Lande haben die einzelnen Markgrafen und Kurfürsten wie treue, tüchtige Gutsherren, unter oft riesengroßen Schwierigkeiten und vielen harten, persönlichen Mühsalen, jeder nach seiner Weise, aber alle in zäher Treue zu ihrem Lande und Volke, gearbeitet, gelehrt, geduldet, gewagt, um sich ein Volk zu schaffen, das wie sie selbst war: hart, sparsam, fleißig, kenntnisreich, unternehmungsmutig, den höchsten Zielen sich immer bewußter entgegenstreckend.

Als dann der Dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Verheerungen über Deutschland gezogen war, war Brandenburg-Preußen das Land, in dem sich die Wunden des Krieges am raschesten schlossen.

Das Verdienst hierfür gebührt nach dem unbestrittenen Zeugnisse der Geschichte dem Hohenzollernhause. In jener Zeit, wo andere Fürsten entweder in der Verwilderung des Krieges untergingen oder in würdeloser Nachahmerei französischer Vorbilder erschlafften, steht der Große Kurfürst als das Muster eines Herrschers da, ein strenger, aber unermüdlich treuer Vater seines Volkes, kraftvoll und klar, weitsehend und rührig, kerndeutsch durch und durch, seine Regierungsgeschäfte nicht von Fall zu Fall, sondern aus der Tiefe eines strengen Gewissens erledigend. In bewußtem Gegensatz zu dem von der damaligen Welt blind bewunderten Ludwig XIV. von Frankreich, der das despotisch-selbstsüchtige Wort sprach: „Der Staat bin ich!", gelobte er bei seinem Regierungsantritte: „Ich will in meinem fürstlichen Regimente stets eingedenk bleiben, daß es nicht meine, sondern meines Volkes Sache ist, die ich führe." Er zerbrach die drückenden, oft mißbrauchten Vorrechte der städtischen Patriziergeschlechter und des Landadels und gab den Bürgern und Bauern klares Recht. Er hob unter vielen persönlichen Mühen den Anbau des Landes, förderte Gewerbe und Handel, ordnete den Staatshaushalt und erwarb große, zum Teil noch unbebaute Gebiete der deutschen Kultur. Weit über die Grenzen seines Landes hinaus wurde er für die Besten aus allen Ständen das Vorbild, das Gewissen.

Noch unmittelbarer wirkte als Erzieher seines Volkes Friedrich Wilhelm I., der zweite König aus dem Hohenzollernhause. Ein merkwürdiger Mann; lange ist er wegen einzelner Züge seines

Wesens verkannt worden. Jetzt weiß man, daß ihm vor allem die Armee ihre Schulung und ihren Korpsgeist, das preußische Beamtentum seine peinliche Genauigkeit und Uneigennützigkeit, das preußische Volk seine Zucht und seinen Fleiß, jene Straffheit, Zähigkeit und Selbstverleugnung verdankt, die man unter Nichtpreußen mit dem nicht immer freundlich gemeinten Worte „preußisch“ verbindet. Dieser schlichte, unermüdliche Mann, in dessen Haushalt es nicht anders zuging als bei einem Potsdamer Durchschnittsbürger, hat sich um die Belebung der Industrie ebenso gekümmert, wie um die Ordnung in den Dörfern; er hat dem Heere die eingehendsten Dienstanweisungen gegeben und für die Kinder den Schulzwang eingeführt; er hat das Steuerwesen des Landes ganz neu geordnet, sich um den Ausbau der Städte bekümmert, die Provinz Ostpreußen aus dem tiefsten Elend gehoben und neu bevölkert. Wehe, wenn er auf Trägheit, Unehrlichkeit, Dünkel stieß oder auf den Mißbrauch ererbter oder erworbener Macht! Aber bei Hungersnöten empfand er das Leid der Darbenden wie persönliches Leid und opferte freigebig aus seinem Vermögen. Es ist überaus anziehend, sich in die unzähligen Erlasse, Bescheide, Instruktionen, Kabinettsordres dieses Königs zu vertiefen. Da wächst einem bald aufrichtige Hochachtung vor diesem Manne, dem bis in seine Sterbestunde das Wohlergehen seiner Bürger, Bauern, Beamten, Soldaten eine persönliche Herzens- und Gewissenssache war.

Gleich bedingungslos stellte sein Sohn, Friedrich der Große, seine Kräfte in den Dienst seines

Volkes. Kaum vierundzwanzigjährig, forderte er in einer Schrift: „Die Fürsten müssen bemüht sein, für das Glück ihrer Völker zu sorgen. Der wahre Ruhm entspringt nicht daraus, die Nachbarn zu unterdrücken und die Zahl der Knechte zu vermehren, sondern die Pflichten des Berufes zu erfüllen. Sie müssen selbst regieren und die Wohlfahrt ihrer Völker nicht blind einem Minister überlassen, der vielleicht unfähig ist, und welchem es jedenfalls gleichgültiger als dem Fürsten sein kann, ob das Volk fortschreitet und gedeiht.“ Bald darauf ließ er in einer anderen Schrift den damals ganz unerhörten Satz in die Welt hinausgehen: „Der Fürst ist nicht der unumschränkte Herr, sondern der erste Diener des Staates. Es soll das Glück des Volkes der Ruhm des Fürsten sein.“ Und diese Gesinnung war nicht etwa nur jugendlich aufflammender Idealismus; er bewahrte sie auch dann noch, als das Leben ihm viele Hoffnungen vernichtet, ihn viel Undank, Verkennung, Unverstand und bösen Willen hatte erfahren lassen. Die meisten denken bei dem Namen dieses Königs nur an seine glänzenden Siege oder feiern diesen Herrscher nur als einen von der Natur besonders reich begabten Mann, als ein Genie. Gewiß, in ihm vereinigten sich viele seltene Naturgaben, aber der Schwerpunkt seiner Größe fällt nicht auf die Seite dieser Gaben, sondern seines Charakters. In Friedrich dem Großen war mehr als schöpferische Genialität, in ihm war sittliche Kraft. Darum gönnte er sich nach seinen Siegen kein Ausruhn auf seinem Ruhme; darum wurde er trotz seiner ausgesprochenen Begabung wie Neigung zur Philosophie und zu

ästhetisch-literarischen Beschäftigungen weder ein selbstsüchtig-träger Lebensgenießer, noch ein weltfremder, tatenscheuer Gelehrter. Der unter den Sorgen und Anstrengungen der Kriege früh gealterte König, tagaus tagein in allererster Morgenfrühe am Schreibtische Stöße von Briefen und Akten erledigend oder in einfachem Wagen durch die Provinzen fahrend, die Fortschritte der Landwirtschaft, der Entwässerung sumpfiger Strecken, der Aufforstung entwaldeter Landesteile, der Regelung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse persönlich zu fördern, oder mit seinen Räten in angestrengten Sitzungen über die Besserung der Rechtspflege verhandelnd, bis das preußische „Allgemeine Landrecht“ fertig war, oder im stillen Arbeitszimmer Denkschriften ausarbeitend, durch die das gesamte Unterrichtswesen von der einklassigen Volksschule bis zur Universität umgewandelt wurde, — das sind Bilder, die in unserem Volke unvergessen bleiben müssen. Als ihm einmal die Einwohner eines Dorfes für die rege Fürsorge, die er ihnen geschenkt hatte, danken wollten, gab er die Antwort: „Ihr habt mir nicht zu danken; dafür bin ich ja da!“ In diesem einen Worte hat man den ganzen Mann. Auf den Werten, die solche landesväterliche Fürsorge in den einzelnen Provinzen schuf, ruht zum guten Teile die heutige Kulturhöhe unseres Volkes. Vor allem hat auch er durch sein Vorbild der unbedingten Hingabe an die Pflicht, der alle persönlichen Neigungen, Gewohnheiten, ja, Bedürfnisse sich zu beugen haben, auf das ganze Volk erzieherisch eingewirkt. Zum Heile ganz Deutschlands wirkt der Geist des Großen Friedrich noch immer

mehr in unserem Volke, als viele ahnen. Wer fremde Völker und Verhältnisse kennt, wird dies bestätigen. Auch hier, wie so oft im Leben, bringt erst der Vergleich Klarheit und gerechte Urteile.

Das unumschränkte, persönliche Regiment, mit dem Friedrich der Große und seine nächsten Nachfolger herrschten, ist unter den sich wandelnden Bedürfnissen und Fähigkeiten unseres Volkes dahingesunken. Ohne Zustimmung des Volkes kann der Landesherr außerhalb des Heeres und der Flotte keine Gesetze mehr geben, keine allgemeinen Arbeiten mehr befehlen, über die Staatsfinanzen nicht mehr verfügen usw. Ist damit nicht für die Hohenzollernfamilie der Zeitpunkt gekommen oder wenigstens nahe bevorstehend, nun ihre Herrscherstellung aufzugeben und in die Reihe der anderen Familien unseres Volkes zurückzutreten?

Nur ein Blick zu dem Manne, an dessen Haus man im Jahre 1848 das Wort „Nationaleigentum" schrieb. König Wilhelm I. stand unter der Verfassung, die dieses Jahr unserem Volke gab, und hat sie treulich geachtet. Aber unbestreitbar sähe es heute in unserem ganzen deutschen Vaterlande nicht annähernd so günstig aus, wenn in jenem Jahre unser Volk sich zu einer republikanischen Verfassung oder nur zu einer Scheinherrschaft seines angestammten Fürstenhauses, wie sie in manchen Ländern besteht, verirrt hätte. Ohne König Wilhelm I. kein einiges Deutsches Kaiserreich; ohne dieses Reich heute für uns Deutsche nicht der wachsende Wohlstand in allen Volksschichten und die Sicherheit jedes Deutschen auch in den fernsten Ländern. Gewählten Volksver-

tretern hätten die einzelnen deutschen Fürsten und Stämme sich nie zur Einigkeit gefügt. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk,“ sagt ein altes Bibelwort. Daß nach der Niederlage von Jena im Jahre 1806 unser Volk seinem Herrscherhause andere Treue hielt, als die Franzosen im Jahre 1870 nach ihrer Niederlage bei Sedan dem Hause Napoleons, und daß sich im Jahre 1848 unser Volk nicht zur Untreue verleiten ließ, ist ihm reichlich belohnt worden. Mancher Mann aus hohen und niederen Kreisen, der, einer irrenden Geistesströmung folgend, zeitweilig die Tage der Fürstenherrschaft für vorüber hielt, hat später in der Mittagsstunde vor demselben Palais gestanden, das einst ein aufgehetzter Volkshaufe plündern wollte, und hat sich von ganzem Herzen gefreut, wenn sich die greise Königsgestalt an dem historischen Eckfenster zeigte, hat ihr laut zugejubelt und sich dabei im stillen seiner einstigen törichten Gedanken geschämt . . .

Nicht aufgedrängt ist unserem deutschen Volke die Hohenzollernfamilie; sie ist vielmehr aus ihm emporgewachsen. Erst war sie in ihm ein einfaches deutsches Adelsgeschlecht; dann lange Jahrhunderte hindurch ein deutsches Herrschergeschlecht, jetzt ist sie *das* deutsche Herrschergeschlecht. Die Kaisergewalt in der Hand dieses Geschlechtes gewährt uns nach außen hin den Frieden und im Innern eine ruhige, stetige Entwicklung. Aus einer Schrift Friedrichs des Großen sei noch einmal wiederholt: „. . . einem Minister kann es gleichgültiger sein, als dem Fürsten, ob das Volk fortschreitet und gedeiht.“ Und notwendiger als andere Völker brauchen wir Deutsche

bei der ungünstigen geographischen Lage unseres Vaterlandes und bei unserer unglücklichen Neigung zur Uneinigkeit ein mit fester Hand stetig alle Volkskräfte zusammenhaltendes Herrscherhaus.

Wenn uns jemand fragt, warum wir mit unserem Gut und Blut zu dem Hohenzollernhause halten, dann wollen wir antworten: Weil wir Dankbarkeit und Treue im Herzen haben und im Kopfe klar sehende Augen für das, was uns, unseren Familien, unserem ganzen Volke zum Segen ist.

2. Das deutsche Volksheer.

Vor einigen Jahren beschäftigte sich einmal die französische Zeitung „Gil Blas“ mit einer Nummer des in unserem Lande erscheinenden Wochenblattes „Simplizissimus“. In dieser Nummer waren wieder einmal der deutsche Offizierstand und das deutsche Heer durch Bild und Wort lächerlich gemacht worden. Mit sichtbarem Behagen besprach das französische Blatt die einzelnen Verhöhnungen und schloß dann mit den Worten: „Bravo, verehrter Kollege! Das ist gute und nützliche Propaganda . . . jenseits des Rheines. Insultiere getrost deine Offiziere und deine Armee und deine Patrioten weiter; ich bin es gewiß nicht, der dich daran hindern will. Für meine Leser ziehe ich Lektüre dieser Art entschieden den Versen eines Arndt oder Körner vor.“ „Ob sich bei diesen Worten eines Franzosen die Herausgeber des Simplizissimus nicht geschämt haben?“ fragte damals eine vaterländisch gesinnte deutsche Zeitung.

Nach der Art, wie seitdem dann und wann in dieser Zeitung von unserem Heere gesprochen wurde, scheint dies nicht geschehen zu sein. Und nach dem, was auch andere Zeitungen oft schreiben, und wie auch in gebildeten Kreisen gelegentlich gesprochen wird, scheint das Verständnis für unser Heer nicht überall auf der rechten Höhe zu sein. Und doch handelt es sich auch bei ihm um einen deutschen Besitzwert, der für das Wohl unseres ganzen Volkes nicht nur unbedingt notwendig, sondern auch in vielseitiger Weise segenbringend ist. — —

Unser heutiges deutsches Volksheer ist nicht eine künstliche Schöpfung von Fürsten, etwa eine Liebhaberei der Hohenzollern oder gar von ihnen aus selbstsüchtigen Gründen zu ihrer Ehre oder Sicherung ins Leben gerufen. Es ist vielmehr mit geschichtlicher Notwendigkeit auf langsamem, mühsamem, streng folgerichtigem Wege gewachsen. Dies kann vielen, welche den Gang der Geschichte nicht kennen, aber doch über das Heer zu urteilen wagen, nicht ernst genug gesagt werden. Die Verdienste der Hohenzollern bestehen darin, daß sie besser als andere Fürsten und oft auch als ihr eigenes Volk die Forderungen ihrer Zeit verstanden und diesen Forderungen kraftvoll zu ihrem Rechte verhalfen.

Schon einmal gab es ein deutsches Volksheer. Das war vor zweitausend Jahren, als die Germanen in die Weltgeschichte eintraten. Damals war jeder freie deutsche Mann waffenpflichtig. Brach ein Krieg aus, so wählten sich die Gaugenossen einen Führer, „Herzog“, und zogen, oft von den Frauen begleitet, ausnahmslos ins Feld. Dieses Volksheer, der

Heerbann, ging unter, als die freie Gauverfassung unterging. Es kam das Vasallenheer auf, dessen Führer die Ritter, dessen Mannen die Knechte der Ritter waren. Glänzende Taten verrichteten die Ritterheere, doch beim Ausgange des Mittelalters waren sie den Forderungen der heraufziehenden neuen Zeit nicht mehr gewachsen. An ihre Stelle traten die Söldnerheere, um die Fehden auszufechten. Zu dem Führer, der den meisten Sold zahlte und die größte Freiheit zum Plündern versprach, strömten auf den Klang der Werbetrommel aus aller Herren Ländern verwegene Gesellen, die wenig zu verlieren hatten, zusammen. Wer sich einmal hatte anwerben lassen, blieb meist bei dem Kriegshandwerk, bis er irgendwo ein rühmliches oder unrühmliches Ende fand. Hatte der eine Herr ihn entlassen, so stand er am Markte, bis ein anderer ihn warb. In „Wallensteins Lager“ führt uns Schiller ein solches Heer vor die Augen, zusammengelaufenes Volk, aller Nationen Kinder, zusammengehalten nur durch die grausamste Disziplin und durch die Hoffnung auf reiche Beute bei den Bürgern und Bauern. Was für eine Last und Qual die Söldnerheere für die Länder waren, braucht nicht ausgeführt zu werden. Das Wohl der Völker forderte gebieterisch eine andere Lösung der Heeresfrage.

Der Große Kurfürst hat das Verdienst, der rechten Lösung einen großen Schritt entgegengetan zu haben. Er schuf sich ein stehendes Heer. Mit eiserner Hand hielt er darin auf Gehorsam, Mannszucht und Achtung vor dem Eigentum der Bürger und Bauern; durch besondere Militärgeistliche, die

sonntags wie wochentags Gottesdienste abhalten, auch Religionsunterricht erteilen mußten, suchte er seine Soldaten sogar zu christlich denkenden und empfindenden Menschen zu erziehen. Mit diesem Heere gelang ihm der glänzende Sieg bei Fehrbellin. Der zweite preußische König, Friedrich Wilhelm I., brachte dieses Heer schon auf 83000 Mann.

Aber noch kann dieses Heer kein Volksheer genannt werden. Nur zu einem Teile bestand es aus Landeskindern; der Rest, oft die Hälfte, mußte außer Landes angeworben werden. Sorgfältig wurden noch bei der Aushebung die arbeitenden und steuerzahlenden Kräfte des Landes geschont; noch war es erlaubt, einen Ersatzmann zu stellen. Im Grunde war der Heeresdienst noch ein Frondienst dressierter Lohnsoldaten, nicht ein Ehrendienst der Kinder des Vaterlandes. „Potsdamer Wachtparade,“ so klang es, und nicht nur im Auslande, geringschätzig über dieses Heer. Die ehrsamen Bürger und Bauern verließen das Wirtshaus, wenn Soldaten eintraten, und der beurlaubte Grenadier ließ sich lieber vor sein Heimatsdorf Zivilkleider bringen, als daß er seine Uniform zeigte. Erst die Persönlichkeit und die Erfolge Friedrichs des Großen haben diesem Heere im Lande und außerhalb des Landes Achtung verschafft, haben ihm auch Gemeinschaftsgefühl und vaterländische Gesinnung eingepflanzt.

Die harte Not der Napoleonischen Knechtschaft zwang, in der Lösung der Heeresfrage einen weiteren Schritt vorwärts zu tun. Es blieb nur die Wahl: entweder treten alle waffenfähigen Männer und Jünglinge in die Front oder Preußen siecht dem

Schicksal Polens entgegen. Scharnhorsts große Forderung der allgemeinen Wehrpflicht erhob das bisherige stehende Heer zu einem Volksheere.

Was im Sturm und Drang jener schweren Zeit in genialem Wurfe und mit sichtbarem Erfolge versucht war, wurde dann von den späteren Jahrzehnten in stiller, treuer Arbeit ausgebaut. Auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ist vornehmlich durch die unermüdliche, oft sehr schwere Arbeit König Wilhelms I. dann das Heer entstanden, das Preußen von Österreichs Bevormundung befreite, unserem Vaterlande die alten deutschen Provinzen Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen zurückbrachte und im Schlosse Ludwigs XIV. seinem obersten Kriegsherrn als deutschem Kaiser huldigte.

Daß in unserem Lande die Heeresfrage in ihren Grundzügen richtig gelöst ist, beweist das Verhalten der anderen Völker. Ein Volk nach dem anderen hat schon die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und unsere Heeresverfassung nachgeahmt, oder die Völker sind auf dem Wege hierzu. Und in der Tat, wenn die Gegenwart nur dieses eine vor früheren Zeiten voraus hätte, daß das Heer ein wirkliches Volksheer geworden ist, sie stünde schon damit hoch über der sogenannten „guten" alten Zeit. Nun ist der Soldat nicht mehr der Schrecken der Bürger und Bauern. Nun kann das Heer auch nicht mehr zu einem unrechten Zwecke verwendet werden. Seit unser Heer das deutsche „Volk in Waffen" ist, sind Kabinettskriege und bloße Angriffskriege unmöglich; noch weniger ist ein Schacher mit Landeskindern möglich, wie er einst in Kurhessen getrieben wurde. Nur zur

Verteidigung seiner heiligsten Güter wird ein Volksheer mobil, aber dann ist ihm auch kein Opfer zu groß.

Wer nicht träumend durch unsere Zeit geht, weiß, daß nur die Schärfe unseres Schwertes uns manchen Völkern begehrenswert macht und andere Völker uns vom Leibe hält. Es geht im Völkerleben nicht anders, als wie man oft im Familienleben beobachten kann. Seit wir Deutsche uns unserer Kraft bewußt geworden sind und uns nicht mehr als Aschenbrödel behandeln lassen, sind wir bei den Völkern wenig geliebt und viel beargwöhnt. Mit dieser Tatsache müssen wir uns abfinden. — —

Doch nur zu einem Teile wird man unserem heutigen Heere gerecht, wenn man es bloß als Schutzwehr gegen äußere Feinde ansieht. Seit die allgemeine Wehrpflicht alle waffenfähigen Jünglinge zur Fahne ruft, ist der Heeresdienst für unser ganzes Volk eine Erziehungsschule von höchstem Werte.

Man vergleiche nur einmal die Figuren, die noch vor hundert Jahren die deutschen Gelehrten, Beamten, Kaufleute, Handwerker und Bauern machten, mit dem Durchschnitt der heutigen Männer! Sehr viele von jenen trugen mehr oder weniger die lächerlichen oder verächtlichen Züge, welche die volkstümliche Kunst des Mittelalters dem „Karsthans“ oder welche Reuter in seiner „Stromtid“ dem Jochen Nüßler gegeben hat. Jetzt trägt der deutsche Mann mit seiner strafferen Haltung, dem selbstbewußteren Auftreten, dem klareren Auge und der frischeren Entschlußkraft mehr die Züge, welche auf den alten Gildenbildern Rembrandts und Franz Hals' die wetterfesten, freien Niederländer zeigen. Sicher

haben zu solchem Wandel im Bilde des deutschen Mannes auch die Zunahme des äußeren Wohlstandes in unserem Volke, die politische Befreiung und die vielen geistigen Anregungen beigetragen, welche das letzte Jahrhundert brachten, aber vor allem die Erziehung der jungen Männerschaft durch den Heeresdienst. Hier lernt der Unordentliche noch rechtzeitig, ehe er in das Leben tritt, Zucht und Ordnung, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit; der Eigensinnige oder Jähzornige lernt Selbstbeherrschung im Reden und Handeln; der mit Standes-, Familien-, Wissens- oder Gelddünkel Behaftete lernt Wirklichkeitssinn und merkt, daß andere Leute auch etwas sind und können; das verwöhnte, selbstsüchtige Muttersöhnchen wird wetterfest und lernt sich selbst zu helfen, statt auf die Dienste anderer zu warten. Im Heeresdienste lernt der ungeschickte Bauernbursche seine Glieder gewandt und schnell bewegen, und dem schwächlichen Stadtkinde werden die Muskeln gestählt, die Lungen geweitet, die Augen geschärft. Und mancher, der unter ungünstigem geistigen Einflusse stand und wirklichkeitsfremden Anschauungen huldigte, kommt im Heeresdienst zu gesunden Gedanken über Mannessinn und Mannesehre, zu vernünftigen Urteilen über das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes, zu verständigen Grundsätzen und Zielen für sein ganzes ferneres Leben. Auch zu den Nichtwehrhaften in unserem Volke, die Frauen und Kinder nicht ausgenommen, dringt seit schon hundert Jahren von den „gedienten" Männern her unablässig viel von dem Geiste unseres preußisch-deutschen Heeres, dem Geiste der unbedingten Hingabe

an die Pflicht, der Pünktlichkeit und Genauigkeit, der Straffheit und Entschlußfreudigkeit. Zwischen den Familien, die dem Heere ferne stehen, und den Familien, in denen Mitglieder längere Zeit im Soldatenhandwerk stehen oder standen, sind oft von der Lebensauffassung und Lebensführung an bis in die äußere Körperhaltung Unterschiede, die auch dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen.

Gewiß, dem Kundigen sind dies altbekannte Wahrheiten, aber „man sagt es nicht zu oft“, das gilt auch hier. Zumal in unseren Tagen, wo die Erinnerungen an die kriegerischen Leistungen des Heeres immer mehr verblassen, und wo viele aus irgendwelchen persönlichen oder anderen Gründen mit der ganzen Einseitigkeit und Ungerechtigkeit, deren wir Deutsche gegen unsere eigenen Einrichtungen und Volksgenossen fähig sind, unser Heer herabsetzen. Gegen eine ernste, vorurteilsfreie Kritik unseres Heeres und seiner Einrichtungen soll damit kein Wort gesagt sein. Alles Menschliche bedarf der Kritik Außenstehender zu seiner gesunden Fortentwicklung. Bei einem Volksheere, das auf einer Wehrpflicht beruht, haben außerdem die Familien ein natürliches Recht, die Abstellung von Übelständen, unter denen ihre Söhne unnötig leiden, zu fordern. Daß auf berechtigte, verständige Wünsche die Heeresverwaltung gern und gründlich eingeht, beweist dem gerecht Urteilenden z. B. ihre Strenge gegen jede Art von Soldatenmißhandlungen.

Wird aber unser Volk durch die Unterhaltung seines Heeres wirtschaftlich nicht zu sehr geschwächt? Dies zu befürchten, ist grundlos. Jede

Statistik beweist und bei längerem Aufenthalte im Auslande fühlt es jeder deutlich an seiner eigenen Kasse, daß der Deutsche der steuerlich am geringsten belastete Staatsbürger ist. Deutschland ist in der glücklichen Lage, in seinen Staatsbahnen, in der Post, in den Domänen, Forsten, Bergwerken usw. gewaltige zinstragende Staatsvermögen zu besitzen, durch die ein großer Teil seiner jährlichen Ausgaben gedeckt wird. Trotz der naturgemäß steigenden Ausgaben für das Heer sind darum doch die Steuern nicht unverhältnismäßig hoch, und ist die wirtschaftliche Lage aller Stände von Jahr zu Jahr bedeutend besser geworden. Was aber der einzelne durch seine Militärdienstzeit an wirtschaftlichen Opfern bringt, kehrt mit reichlichen Zinsen in Gestalt einer festeren Gesundheit, strafferen Willensenergie und größeren Weite des geistigen Horizontes zu ihm zurück.

Oder müssen um der Militärlasten willen die sogenannten kulturellen Aufgaben vernachlässigt werden? Auch das wird gelegentlich behauptet, entspricht aber ebenfalls nicht der Wirklichkeit. Für die Kirche, Schule, Wissenschaft und Kunst haben sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Ausgaben des Reiches und der Bundesstaaten vervierfacht, für die Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Verkehrsleben verdreifacht, für das Heer und die Flotte nur verdoppelt. Mit einziger Ausnahme Österreich-Ungarns verwenden alle anderen Völker Europas einen erheblich größeren Teil ihrer Staatseinnahmen für das Heerwesen als Deutschland, das dafür augenblicklich nur 16 Prozent ausgibt. Auch über diesen Teil des großen Themas „Deutsches Heer“ gehen

viele falsche Gedanken in unserem Volke um und tut eingehende, unermüdliche Aufklärung not. — —

„Nationaleigentum! Achtung davor! Wer sich daran vergreift, vergreift sich an unserem ganzen Volke!“ So muß auch dem Heere gegenüber jeder empfinden und nötigenfalls mit unzweideutiger Energie sagen. Wenn uns jemand fragt, warum wir so entschieden über unserem Volksheer wachen, dann wollen wir kurz sagen: Weil wir etwas aus der Weltgeschichte gelernt haben und weil wir die Zeichen der Zeit zu deuten verstehen, oder, weil wir wollen, daß unser Volk ein freies und ein männliches Volk bleibt.

3. Die deutsche Kriegsflotte.

Wie sich doch manchmal die Weltgeschichte wiederholt! Sogar bis in einzelne Züge hinein. In diesem Jahre 1912 lag es nahe, zwei Aufrufe zugunsten deutscher Flotten nebeneinander zu halten: den Aufruf dieses Jahres zur Sammlung für eine deutsche Luftflotte und den Aufruf des Jahres 1848 zur Sammlung für eine deutsche Seeflotte. Beide Male hat sich an die Spitze der vaterländischen Bewegung ein Hohenzollernprinz gestellt, einst Prinz Adalbert von Preußen, jetzt Prinz Heinrich von Preußen. Beide Male nehmen an der Begeisterung für die zu schaffende Flotte alle deutschen Stämme und alle Volksschichten teil. Beide Male ist es der Vorsprung anderer, uns nicht freundlich gesinnter Völker, der die Volksbewegung ins Leben rief. Nur brachte im Jahre 1848 dieser Vorsprung anderer Völker uns schon sehr empfindlichen Schaden.

Gewöhnlich zeigt sich der Deutsche fremden Völkern gegenüber rührend geduldig und gutmütig. Aber gelegentlich kann doch auch sogar die deutsche Geduld reißen. Dahin kam es im Jahre 1848 Dänemark gegenüber. Dieser kleine Staat trieb es wirklich zu arg. Rücksichtslos riß er allen bestehenden Verträgen zum Trotz das altdeutsche Schleswig-Holstein vom Mutterlande los, und als deutsche Freikorps mit raschen, wuchtigen Schlägen die Rotröcke bis hinauf nach Jütlands Spitze jagten, da rief er hohnlachend: „Nun paßt einmal auf! Jetzt kommen wir euch von einer anderen Seite!“ Und die dänischen Kriegsschiffe legten sich im Sund und Belt auf die Lauer und schleppten die reich beladenen preußischen Kauffahrer, die ahnungslos und wehrlos von fremden Erdteilen herkamen, als angenehme Beute nach Kopenhagen, und vor die Mündungen der Elbe, Weser und Oder legten sich dänische Dampfboote und freuten sich höhnend, wie der Riese Deutschland ihnen gegenüber so ohnmächtig war. Mehr als fünftausend Schiffe zählte damals die deutsche Handelsmarine; aber nicht ein einziges Kriegsschiff war da, so ungeheure Werte zu schützen. Bis hinein in den Hamburger Hafen fuhren die Dänen. Umsonst betonten die eingeschüchterten Hanseaten, daß ihre Politik Handelspolitik sei, daß sie gar nicht Deutschlands Vorteile verträten und Dänemark freundlich gesinnt seien. Es half alles nichts. Der Hafen wurde geschlossen; die Schiffe mußten still liegen. Schon sahen die Hamburger Kaufherren, wie sich der Handel von ihnen nach Antwerpen wandte.

Dies im Jahre 1848 die klägliche Lage, aus der

jener Aufruf unser Volk zu befreien suchte. Alle Volkskreise regten sich, eine Flotte schaffen zu helfen. Feste und Verlosungen wurden veranstaltet; Veteranen von 1813 brachten von ihrem Ruhegehalt und Schüler von ihrem Taschengeld; bei Taufen und Hochzeiten, in Kaffeekränzchen und auf Ausflügen wurde für die Flotte gesammelt. Die Nationalversammlung zu Frankfurt bewilligte dreihunderttausend Taler und betraute mit der Flottengründung den Prinzen Adalbert von Preußen als erfahrenen Seemann. Es wurde sogar schon genau festgesetzt, wie die Kriegsflagge aussehen solle: schwarz-rot-gold, in den beiden oberen Ecken das Reichswappen in viereckigem Felde.

Nur die Hauptsache, die Flotte, ließ sich nicht in wenigen Wochen schaffen. Man kaufte zwar rasch von verschiedenen Völkern Schiffe, zum Teil recht unbrauchbare, aber es gab für sie weder Häfen noch Geschütze, weder eingeübte Mannschaften noch deutsche Offiziere. Als schließlich eines Tages drei dieser Schiffe zur Verfolgung der Dänen in die See gingen und in die Nähe Helgolands kamen, das damals den dänenfreundlichen Engländern gehörte, feuerten dort die Strandbatterien einen Schuß ab. Es sollte ein Warnungsschuß sein. Der englische Minister erklärte bald darauf im Parlament, „Schiffe unter unbekannter und nicht anerkannter Flagge, wie die schwarz-rot-goldene, würden als Seeräuber behandelt“. Damit hatte Deutschland zum Schaden durch die Dänen noch das Spottgelächter der Welt.

Noch lauter war natürlich der Spott der Völker, als wenige Jahre später diese Kriegsflotte in Bremen

öffentlich an den Meistbietenden versteigert wurde. Kein Wunder, daß es mit unserem Volke so weit kam. Es hatte wohl achtunddreißig Regierungen, aber kein die Volkskraft zusammenhaltendes und zu klaren, festen Zielen lenkendes Oberhaupt.

Ein Glück, daß Preußen im stillen seine Lehren aus den Demütigungen durch die Dänen zog. Erst baute es für seine Ostseeküste Kanonenboote, dann erwarb es von Oldenburg für die Nordseeküste den Jadebusen und gründete Wilhelmshaven. Dann fing es, nachdem es im Jahre 1864 wieder sehr empfindlich den Mangel einer genügenden Flotte gespürt hatte, an, sich den Kieler Hafen auszubauen. Doch im ganzen wuchs die deutsche Kriegsmacht zur See, auch nachdem sie kaiserlich geworden war, nur langsam. Ebenso langsam wuchs in unserem Volke, dessen einstige Flottenbegeisterung bald nach dem Jahre 1848 wieder erloschen war, das Verständnis für eine starke Seemacht.

Es ist das große Verdienst Kaiser Wilhelms II., unserem Volke dies Verständnis ganz bedeutend gemehrt und in den Bau der Schiffe, Hafenanlagen, Werften usw. ein lebhafteres Tempo gebracht zu haben. Er hat Helgoland, das als feindlicher Besitz im Kriegsfalle unserer Marine und unserem Handel sehr verhängnisvoll werden könnte, erworben; er hat die ganze Organisation der Kriegsmarine von Grund aus umgestaltet; er hat den Kaiser-Wilhelm-Kanal ausgebaut und läßt ihn jetzt verbreitern; er drängt auf allen Gebieten unseres Flottenwesens unablässig vorwärts. Spätere Zeiten

werden ihm hierfür noch ganz anders Dank wissen, als dies jetzt schon die Weitersehenden in unserem Volke tun. Sein Verdienst ist es auch, daß im Jahre 1900 ein klares Flottengesetz für eine Reihe von Jahren den weiteren Ausbau der Kriegsmarine regelt und die Entwicklung unserer Seemacht von den Abstimmungen des Reichstages unabhängig macht.

Aber es ist auch keine Zeit mehr zu verlieren, eine wirklich starke deutsche Kriegsflotte zu schaffen. Sonst wird Deutschland in die Reihe der Staaten zweiten Ranges herabgedrückt. Zielbewußt entwickeln die anderen Völker ihre Marinen. Übermächtig beherrscht England die Meere und bereitet auf Schritt und Tritt dem Wachstum deutschen Wohlstandes und deutscher Macht Schwierigkeiten. Es ist kein Zweifel, daß im Kriegsfalle mehrere Flotten unserer jungen Kriegsmarine gegenübertreten werden. Die Bündnisse zwischen Frankreich und England und zwischen Frankreich und Rußland sind bekannt. Daß Rußland in Kopenhagen freundliche Aufnahme und einen vorzüglichen Stützpunkt zu Ausfällen gegen Kiel, Stettin, Danzig finden würde, ist als sicher anzunehmen. „Wer durch die Ereignisse der letzten Jahre, besonders durch die Marokkoverhandlungen, noch nicht davon überzeugt ist, daß eine möglichst rasche und ausgiebige Vermehrung der Flotte für Deutschland eine Lebensfrage ist, von dem muß man annehmen, daß er entweder mit Blindheit geschlagen sei, oder daß er sich besserer Einsicht geflissentlich verschließe,“ dieses Wort eines unserer ersten Geschichtsforscher ist unanfechtbar.

Die deutsche Flotte soll der englischen an Stärke nicht gleich werden. Aber so stark soll sie werden, daß sie die englische Politik zwingt, auf Deutschland die uns gebührende Rücksicht zu nehmen. England muß wissen, daß es bei einem Kampfe mit unserer Marine sehr schwere Verluste zu erwarten hat, und daß auch nach einem endgültigen Siege es schwerlich noch seine Weltmachtstellung aufrecht erhalten kann.

Nur eine Schutzflotte soll die deutsche Kriegsflotte sein.

Als Schutzmacht für unsere Küsten ist die Flotte die notwendige Ergänzung des Landheeres. Landungen feindlicher Truppen und Brandschatzungen der Seestädte begegnet man am wirkungsvollsten, wenn man den Feind überhaupt nicht an die Küste herankommen läßt. Auch wird in einem zukünftigen Kriege vermutlich unser Landheer an mehreren Grenzen zu tun haben. — Unsere überseeischen Besitzungen gegen eine feindliche Seemacht zu schützen, wird auf lange Zeit unserer Marine nicht möglich sein. Es muß der Feind durch Kämpfe in den heimischen Gewässern gezwungen werden, von unseren Kolonien abzulassen.

Ferner braucht der deutsche Handel einen starken Schutz. Sonst müßte im Falle eines Krieges mit einer Seemacht unser Volk hungern und frieren, kurz, das zum Leben Notwendigste entbehren. Als im Jahre 1848 die Dänen den deutschen Seehandel lahmlegten, konnten dies unsere Väter leicht ertragen. Damals konnte unser Vaterland noch aus sich selbst heraus leben. Was aus dem Auslande eingeführt wurde, waren Dinge, die sich entbehren ließen:

Baumwolle, Seide, Kolonialwaren. Selbst wenn damals auf allen Seiten die Zufuhr abgeschnitten wäre, wäre es unserem Volke nicht ans Leben gegangen, so lange eine starke Landmacht den Feind von den Grenzen abhielt. Seitdem ist aber die Bewohnerzahl Deutschlands von dreißig auf sechsundsechzig Millionen gestiegen. Für eine solche Menschenmasse bringt das deutsche Land, auch wenn es heute ausgiebiger ausgenutzt wird, bei weitem nicht mehr genug Nahrungsmittel hervor. Allein für Roggen und Weizen bezahlt das deutsche Volk jährlich mehr als dreihundert Millionen Mark dem Auslande; für Nahrungsmittel überhaupt mehr als eine Milliarde. Noch mehr ist unser Volk für seine Bekleidung auf das Ausland angewiesen. Dazu kommen ungezählte andere Dinge, die wir brauchen und nicht oder nicht genügend in unserem Lande gewinnen: Petroleum, Kupfer, Hölzer usw. An unserem Welthandel ist keineswegs nur der Kaufmann, sondern jeder Deutsche beteiligt. Denn jeder braucht viele Nahrungs-, Kleidungs-, Genußmittel usw., welche auf Schiffen vom Auslande her herangebracht werden müssen. — Auch zur Ausfuhr deutscher Waren braucht unser Handel einen starken Schutz. Eine auf das höchste entwickelte Industrie bearbeitet mit fleißiger, geschickter Hand ungezählte Rohstoffe des Inlandes und Auslandes und läßt dann auf unseren Schiffen die fertigen Waren in alle Weltgegenden wandern. Der Kautschuk kommt roh zu uns und verläßt uns wieder als Gummireifen für Automobile, Fahrräder usw.; die fremden Holzarten gehen als fertige Möbel in das Ausland zurück; die zahllosen

Häute der Tiere fremder Zonen wandern als feine Lederwaren, die Kakaobohnen als Schokoladen über die Meere wieder in ihre Heimat. Kaum ein anderes Land hat einen solchen Reichtum an Kohlen und Eisenerzen wie Deutschland und ist damit so unmittelbar zu einem Industrielande geschaffen.

Und nun stelle man sich vor, dieser gewaltige Güteraustausch, von dem unser Volk lebt und den zum größten Teile seine Handelsflotte — die zweitgrößte Handelsflotte der Welt — vermittelt, würde eines Tages durch eine fremde Seemacht aufgehoben, unsere Schiffe lägen in den Häfen still, um auf der offenen See nicht weggefangen zu werden, oder würden von den Feinden in Beschlag genommen! Tausende von Fabriken und Werkstätten müßten sich schließen, Millionen von fleißigen Männern, Arbeitern, Beamten, Ingenieuren, Kaufleuten wären mit ihren Familien ohne Erwerb, die Preise für die unentbehrlichsten Dinge stiegen in das unerschwingliche. Im Kleinen erlebte dies unser Volk im Jahre 1808 unter der napoleonischen Kontinentalsperre. Damals schlossen sich in Hamburg z. B. etwa vierhundert Zuckersiedereien, die über dreitausend Menschen Arbeit und Verdienst gaben, und gingen dort fast sämtliche Kattundruckereien zugrunde. Ebenso ging es damals vielen Fabriken in anderen Städten. In Remscheid verrosteten Millionen von Zentnern deutscher Eisenwaren, die für Nordamerika und Westindien bestimmt waren. Als dann die Sperre beendet war, stellte es sich heraus, daß währenddessen die meisten der überseeischen Kunden von Deutschland zu anderen Ländern übergegangen waren.

— „Welches sind die Folgen einer Blockade der deutschen Küsten?“ Darauf hat einer unserer bedeutendsten Nationalökonomen so geantwortet: „Der unmittelbare Ruin, eine förmliche Aushungerung wäre die nächste Folge. Aber auch bleibend würden wir bestenfalls um Jahrzehnte, wahrscheinlich um Menschenalter zurückgeworfen, und die Welt wäre vollends endgültig verteilt, wenn wir uns einmal wieder erholen sollten. Uns aber wäre recht geschehen, da wir abermals die Zeit verpaßt haben.“

Unserer Handelsflotte aber die Wege, die über die Ozeane führen, freizuhalten, dazu sind Schlachtschiffe neuester und größter Art nötig.

Doch es schwimmen nicht nur in unserer Handelsflotte ungeheure Werte auf dem Meere; es arbeiten auch in fernen Ländern gewaltige deutsche Kapitalien und vor allem Millionen von deutschen Kaufleuten, Handwerkern, Farmern, Forschern, Ingenieuren, Erziehern und Lehrern. Auch diese deutschen Werte sind durch die Marine zu schützen. Und tatsächlich laufen fortwährend bei dem Auswärtigen Amte aus den fernen Ländern von Deutschen Bitten ein, ihnen durch die Entsendung eines Kreuzers gegenüber fremden Mächten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Zeiten, wo unsere Reichsregierung sich im wesentlichen mit europäischen Festlandsfragen beschäftigte, sind vorüber; jetzt umspannt sie mit ihren Sorgen und Zielen den ganzen Erdball. Denn schon seit Jahrzehnten steht unser Volk, von der Macht der Verhältnisse gezwungen, mitten in der Weltpolitik drin, ist durch tausend Fäden in das internationale Gewebe der Handelsbeziehungen, der mo-

dernen Geldwirtschaft usw. verflochten. Eine starke und gesunde Politik ist aber gegenüber vielen Ländern fremder Erdteile ohne Kriegsschiffe nicht möglich. So lange in Südamerika die deutschen Konsuln spottweise „Konsuln ohne Kanonen" hießen, war ihr Einfluß sehr gering. Und ungezählte Deutsche haben sich, an der Hilfe durch ihr Vaterland verzweifelnd, im Laufe der Jahrzehnte in fremde Völker aufnehmen lassen, um nicht schutzlos zu sein. Die Pflichten des deutschen Mutterlandes gegenüber den Söhnen in der Ferne zeichnete Kaiser Wilhelm II. einmal klar mit den folgenden Worten: „Aus dem Deutschen Reich ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. Es ist unsere Pflicht, dieses größere Deutsche Reich fest an unser heimisches anzugliedern ..."

Gewiß, auch nur eine genügend starke Schutzflotte zu schaffen und zu unterhalten, kostet Geld. Aber was eine Blockade unserer großen Häfen und die Vernichtung unserer Handelsflotte und überseeischen Handelsbeziehungen kosten würde, das würde um das vielmal Zehnfache die Kosten aller Kriegsschiffe, Hafenanlagen usw. übersteigen. Gegen diese furchtbare Gefahr sind die Kosten für die Flotte nur eine billige Versicherungsgebühr. Solange unser Volk jährlich über drei Milliarden Mark für Alkohol und Tabak ausgibt, dürfte es diese Versicherungsgebühr tragen können.

Und gewiß, eine Kriegsflotte schafft keinen Handel. Aber unsere werdende Kriegsmarine hat der Industrie schon starke Anregungen gegeben und zu einem nicht geringen Teile zu ihrem Aufschwunge beigetragen. „Wenn unsere Werften an der Nord- und Ostsee zu tun haben, dann loht drinnen im Inlande in den deutschen Hochöfen das Feuer, rattern in den Werkstätten die Räder, tragen ungezählte Arbeiter reichen Wochenlohn zu ihren Familien.“ Schon seit Jahrzehnten wandert für deutsche Kriegsschiffe kein Pfennig mehr in das Ausland; vom ersten Grundriß des geplanten Schiffes bis zum letzten Anstrich kurz vor der Ausfahrt sind unsere Schiffe Erzeugnisse deutscher Arbeit.

Endlich gilt auch von dem Marinedienste, was vom Heeresdienste bereits gesagt wurde, daß von ihm auf unser Volk ein wertvoller erzieblicher Einfluß ausgeht. Ganz besonders wird durch den Dienst bei der Kriegsmarine in ungezählten Jünglingen und Männern und durch sie in vielen Familien das Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschen Stämme gestärkt. Auf unseren Kriegsschiffen gibt es keine Preußen, Bayern, Sachsen, Hannoveraner usw., sondern nur Deutsche. Wer unter der kaiserlichen Flagge eine Zeitlang gedient hat, dürfte gegen partikularistische Einseitigkeiten und Engherzigkeiten für immer geschützt sein. „Schon vor sechzig Jahren,“ sagt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, „war eine einheitliche deutsche Reichsmarine das Herdfeuer, an dem sich die deutschen Einheitsbestrebungen zu sammeln und zu erwärmen pflegten.“ — —

Es gibt viele Dinge, über die die Bewohner eines Landes verschiedener Meinung sein können, ohne daß das Wohl des Ganzen deshalb leidet oder gar in Frage gestellt wird. Die Notwendigkeit einer starken deutschen Kriegsmarine gehört zu diesen Dingen nicht. Hier handelt es sich um eine Frage, die über das Sein oder Nichtsein unseres Volkes als eines aufstrebenden Volkes entscheidet.

Und es gibt allerlei Dinge, die wohl für die Allgemeinheit notwendig sind, denen es aber nichts schadet, wenn nur ein kleiner Kreis fachkundiger Männer sich um sie kümmert. Auch zu diesen Dingen gehört die deutsche Kriegsflotte nicht. Sie kann nur werden, was sie noch werden muß, und dann sich auf der Höhe halten, wenn das ganze Volk bis zum letzten Arbeiter etwa so hinter ihr steht, wie wir dies bei den Engländern sehen. Das Schicksal der deutschen Hansa ist lehrreich genug. Ihr allmählicher Verfall ist vor allem durch die Teilnahmlosigkeit der deutschen Fürsten und breiten Volksmassen verschuldet. „Nicht ohne Trauer fragen wir uns, was hätte werden können, wenn damals, als die Handels- und Seegewalt der Engländer noch gar nicht entwickelt war, und die der Holländer noch in den Kinderschuhen stak, hinter der Hansa fest und zielbewußt das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser und seinen Fürsten gestanden hätte; wenn die gewaltige Tatkraft der niederdeutschen Städte rechtzeitig nach den neuentdeckten Erdteilen und Ländern übergeleitet wäre! Sicherlich würde die Erde heute anders verteilt sein, als sie es ist.“

Wenn andere Völker mit unverhohlenem Groll

auf die wachsende deutsche Seemacht sehen, nun, — das ist menschlich. Einen ohnmächtigen Nachbar neben sich zu haben, gegenüber dem man zu seinem eigenen Vorteil gelegentlich ungerade gerade sein lassen kann, ist bequemer als ein selbstbewußter und wohlgerüsteter Nachbar. Aber die anderen Völker werden sich an eine starke deutsche Seemacht ebenso gewöhnen, wie sie sich an die deutsche Reichseinheit gewöhnten. Und ebenso wie diese wird die werdende deutsche Seemacht nur eine Erhalterin eines ehrlichen Friedens unter den Völkern sein und eine Mahnerin zu einem Wettstreit mit den Kräften des Geistes und des Gemütes, statt mit brutaler Gewalt oder unwürdiger List.

Wenn uns andere Völker oder gar eigene Landsleute fragen, warum wir Deutsche einer starken Kriegsflotte zustreben, dann wollen wir antworten: „Weil wir aus der Weltgeschichte etwas gelernt haben, und weil wir die Forderungen unserer Zeit verstehen, und weil uns unsere Pflicht gegen unser Volk und Vaterland auf dem Gewissen brennt.“

Nicht Sklaven der Vergangenheit, aber auch keine Vagabunden.

Einer unserer bedeutendsten Geschichtsforscher*) sagte jüngst in einer Ansprache: „Alles, was lebendig ist, hat sein eigentliches Leben da her, daß es eine bestimmte Richtung einhält, und daß es seine Kraft für diese Richtung einsetzt. Richtung und Kraft, das sind die großen konservativen Elemente, alles andere in der Welt ändert sich. Es gibt keinen Satz von Plato und keinen Satz von Kant mehr, den wir ohne weiteres unterschreiben würden. Aber daß ein Plato und ein Kant gelebt und eine bestimmte Richtung angegeben haben, das ist das Unvergängliche... Wir wollen nicht Sklaven dessen sein, was gewesen ist, noch wollen wir als Vagabunden in die Zukunft hineinleben, als hätte es nie eine Vergangenheit gegeben. Wir wollen kein Körnchen von dem verlieren, was unsere Voreltern im Schweiße einer heißen Arbeit gesammelt haben. Wir wollen fortfahren, dahin strebend,

---

*) Die folgenden Gedanken wollen völlig unbefangen durchgedacht werden. Deshalb bleibe — wie auch sonst bei manchen Zitaten dieses Buches — der Name des Denkers ungenannt. Es ist leider so, daß mancher fremde Gedanken je nach der Partei-, Konfessions-, Standes- usw. Etikette dessen, der sie äußert, unbesehen annimmt oder ablehnt. „Deutsch sein heißt sachlich sein."

daß unter besseren Verhältnissen die lebendige Verantwortlichkeit und das Freiheitsgefühl jedes einzelnen gestärkt wird."

Das sind klare und wahre Worte. Und in unserer Zeit recht notwendige Worte. Auf allen möglichen Gebieten des persönlichen, Familien-, Berufs- und Volkslebens vollzieht sich fühlbar eine entschiedene Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem. Nicht alle unserer Volksgenossen haben dabei das freudige Gefühl, daß „es eine Lust sei, zu leben". Sie sehen mit ängstlichen Augen in unsere Zeit hinein und erheben viele Klagen und Anklagen. Andere beteiligen sich an dieser Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem, aber nicht mit der richtigen Einsicht, dem nötigen Rechtssinne und der noch notwendigeren Menschenliebe. Statt daß das Neue in allmählicher, natürlicher Entwicklung friedlich aus dem Alten emporwächst, und statt daß das Alte, nachdem es seinen Beruf erfüllt hat, willig vor dem Neuen zurücktritt, ringen auf vielen Gebieten das Alte und das Neue in heißem, viele unnötige Wunden schlagendem Kampfe um das unerreichbare Ziel der Alleinherrschaft. Die Losung muß heißen: „Altes *und* Neues", nicht „Altes *oder* Neues". — —

„Wir wollen nicht Sklaven dessen sein, was gewesen ist," — *weil weder die Menschen noch die Verhältnisse der Vergangenheit vollkommen waren.* Unsere Väter haben auch nur mit Wasser gekocht, und auch sie hat in ihrem Leben der Schuh oft recht empfindlich gedrückt, so daß sie sich sehr aus ihren Verhältnissen heraussehnten. Nur wer die Vergangenheit nicht kennt, redet bekanntlich

von einer „guten“ alten Zeit. Es ist keine Frage, würden die Lobredner der Vergangenheit in die Tage zurückversetzt, von denen sie sich ein so rosiges Phantasiebild malen, sie würden nicht nur unsere sehr viel besseren äußeren Lebensverhältnisse, sondern vor allem die sittliche Höhe der Gegenwart bitter vermissen und sich recht bald in unsere Tage zurückwünschen. Wohl liegt in dem Urteil vieler über die früheren Zeiten oft etwas Rührendes. Aber die rechte Ehrfurcht und Treue ist weder blind noch bequem oder gar unwahr. Vor allem muß mit Entrüstung dem Unrecht gewehrt werden, diejenigen, welche aus ernstem Gewissen etwas bessern und die Gegenwart über die Vergangenheit heben wollen, im Familienleben als pietätlos, im Staatsleben als unpatriotisch, im kirchlichen Leben als ungläubig hinzustellen.

„Wir wollen nicht Sklaven dessen sein, was gewesen ist,“ — weil wir auch unter ganz anderen Verhätnissen leben als unsere Väter. Was zu ihrer Zeit richtig, ja, notwendig war, kann heute grundfalsch und verderblich sein. Wiederholt haben deutsche Staatsmänner mit Recht es sich verbeten, immer wieder auf Bismarcks Anschauungen und Entschließungen hingewiesen zu werden. So soll man auch im Familien- und Berufsleben aus Erfolgen der Vergangenheit nicht ohne weiteres Gesetze für die Gegenwart ableiten. Weil diese Wahrheit übersehen wurde, sank einst Preußen nach den Erfolgen des Siebenjährigen Krieges unter Napoleons Angriffen so leicht und so tief, sank auch schon manche Familie und mancher einzelne von der

Höhe, auf der sie standen. „Zu den Klippen, an denen viele Lebensschifflein scheitern, gehört auch der Felsen der Vergangenheit."

Vor allem „wollen wir nicht Sklaven dessen sein, was gewesen ist", weil es unwürdig und unrecht ist, sich nach fremden Gewissen zu bestimmen. Aus der Tiefe seiner eigenen, Gott vor allem sich verantwortlich fühlenden Seele wachsen dem rechten Manne die Entschlüsse, wächst ihm einheitlich sein ganzes Leben. Wohl ist es ihm eine Freude, in seinem Tun und Lassen mit seinen Vorvätern im Einklang zu stehen, aber wichtiger ist ihm der Einklang mit seinem Gewissen. Der Apostel Paulus schrieb einmal an die christliche Gemeinde zu Rom: „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde." In unser heutiges Deutsch läßt sich dieses Wort so übersetzen: „Wozu einen nicht das vom christlichen Glauben bestimmte Gewissen zwingt, was man vielmehr nur aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit oder Bequemlichkeit tut, das ist unwürdig und bringt keinen Segen."

„Wir wollen nicht Sklaven dessen sein, was gewesen ist," — der recht gesinnte Mann freut sich, wenn um ihn herum auch die anderen Menschen so sprechen. Er will sich nicht nur selbst über die Vergangenheit erheben, sondern möchte auch anderen dies gönnen. Der recht gesinnte Mann fühlt sich persönlich wohler und weiß die Zukunft seines Volkes und Vaterlandes um so mehr gesichert, je mehr um ihn in allen Ständen männliches Selbstbewußtsein, freudiger Mut zur Selbstbestimmung, frische, aufwärts strebende Willenskraft wohnen.

Dem Selbstsüchtigen nur und dem Schwächling sind vorwärts strebende Menschen und Menschengruppen ein Anlaß zu kleinlichem, eifersüchtigem Richten oder zur Angst; er sucht sie zur „Zufriedenheit“ zu bewegen und sieht nicht oder will nicht sehen, daß die „Zufriedenheit“ allein etwas Unfruchtbares ist. Ein Friedrich der Große dagegen sehnte sich danach, nicht „über Sklaven herrschen zu müssen“. Daß z. B. in unseren Tagen sich die ganze Lebenshaltung der ärmeren Stände gegen früher außerordentlich gebessert hat, daß die dienenden Stände sich Mißhandlung, Beschimpfung und Ausbeutung nicht mehr gefallen lassen, während sie früher dazu stumpfen oder feigen Sinnes schwiegen, oder daß in die Reihe der ersten Stände Volksgruppen eingetreten sind, die früher nicht dazu zählten, das ist dem großempfindenden und mit Einsicht für das Volkswohl bedachten Manne eine persönliche Freude, mag ihm auch dadurch manche alte Gewohnheit, ja manches alte Recht eingeschränkt werden. So freuen sich auch die recht gesinnten Väter und Mütter, wenn sich ihre Kinder über die Lebenshaltung des Elternhauses erheben und bringen gern dazu persönliche Opfer.

„Der Jugend Licht und Luft zu gönnen,
Das möcht' ich bei den Alten sehn;
Das Beste, was die Alten können,
Das ist, die Jugend mild verstehn!“

Nach diesem Weisheitsspruche handeln heißt für die Eltern, die aufstrebenden Kinder mit den Banden der Dankbarkeit an sich fesseln und die Einheit der Familie erhalten; heißt für die höheren, reicheren Stände gegenüber den aufstrebenden ärme-

ren, dem Volke die innere Einheit, dem Vaterlande den inneren Frieden erhalten. Wohl geht es bei vollkräftigen, aufstrebenden Kindern und bei Volksschichten, die, ihrer Kraft bewußt geworden, aufwärts drängen, manchmal ungestüm zu. Doch der gerechte und gereifte Beurteiler weiß zwischen dem gesunden Kern und vorübergehenden Begleiterscheinungen zu unterscheiden.

Im Laufe der Jahre nie dahin kommen, daß man sich und die Welt um sich für fertig hält, vielmehr sich das Verständnis für die Bedürfnisse und Kräfte der Gegenwart erhalten und die Freudigkeit dazu, immer wieder umzulernen, — das heißt jung bleiben, auch wenn das Haar grau wird. In diesem Sinne schwur sich vor hundert Jahren, als viele an der Gegenwart verzweifelten, der spätere Berliner Pfarrer und Professor Schleiermacher „ewige Jugend" zu, und nie hat man ihn als einen Sklaven der Vergangenheit gesehen. Dankbar ehrt ihn noch heute unser Volk als einen seiner besten Männer; die damaligen Lobredner der „guten, alten Zeit", die an ihm viel auszusetzen hatten, sind mit Recht vergessen. — —

Aber wir wollen auch nicht „als Vagabunden in die Zukunft hineinleben, als hätte es nie eine Vergangenheit gegeben".

Das hätten unsere Vorväter wahrlich nicht um uns verdient. „Die Arbeit unserer Vorfahren hat uns den Boden geebnet; unsere Eltern und Voreltern haben ihr Leben an uns vererbt. Ihr Geist war die Vorbereitung für unseren Geist; ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihr Lieben und ihr

Leiden dient uns. Du magst noch so viel an Deutschland traurig finden, du bist doch das, was du bist, eben durch deine Abkunft von deinem Volke.“ Das soll denen, die nicht geschichtlich denken können oder wollen, immer wieder gesagt sein. Wer sich der freien, frohen Gegenwart, wie sie unser Volk und Vaterland genießen, freuen kann, ohne im stillen und gelegentlich auch laut vor jedermann voll Ehrerbietung die schwere, treue Arbeit und die harten Opfer der vorangegangenen Geschlechter zu segnen, dem fehlt ebenso entweder die rechte Einsicht oder der rechte Edelsinn, wie dem Sohne, der durch die Mühsal und Entbehrungen seiner Eltern wurde, was er wurde, aber sich vor ihnen nicht in Ehrfurcht und Treue beugt. Blinde Verehrung der Vergangenheit ist ein Zeichen von Schwäche; Unehrerbietigkeit gegen die Vergangenheit ist ein Zeichen von niedriger Gesinnung. Etwas weiter als die zu sehen, auf deren Schultern man steht, ist sehr billig. Manche Jüngeren leiden jetzt an einem ungestümen Drange, in der Welt als eine „Persönlichkeit“ dazustehen, und halten es für aufgeklärt, sich in ihrem Denken und Empfinden, Tun und Lassen möglichst weit von der Art der Väter zu entfernen. Sie seien an das Wort Goethes erinnert: „Eine Persönlichkeit ist nicht einer, den man schon um die Ecke als einen Kerl für sich riecht, sondern der sich zu einem harmonischen Ganzen heranentwickelt und herangelebt hat.“

Auch die Sorge, daß wir in der Gegenwart solide Arbeit leisten und unseren Nachkommen eine gute Zukunft sichern, halte uns mit der Vergangenheit eng verbunden. Nur das

Neue, das in der Vergangenheit vorbereitet war und aus ihr organisch herauswuchs, hat Aussicht auf Bestand. Wer etwas Neues will, das nicht so wurde, will einen Baum ohne Wurzel, ein Haus ohne Grundmauern. Auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Tätigkeit, in allen Wissenschaften, in der Religion, in der Staatsordnung hat es immer wieder Menschen gegeben, die, statt in Treue und Einsicht die Arbeit der Vergangenheit fortzusetzen, unvermittelt etwas ganz Neues, das sie sich ausgedacht hatten, in die Welt bringen wollten. Sie pflanzten wohl dieses und jenes, aber ihren Pflanzen fehlte die Lebenskraft. Sie rissen wohl vieles Erbgut der Väter nieder, aber zuletzt gerieten sie selbst unter die Trümmer des Alten, ohne das erträumte goldene Zeitalter zu schauen. Das Geschick der Männer der französischen Revolution sollte für ähnlich Gesinnte unserer Zeit Warnung genug sein. Alles Weltgeschehen steht eben unter dem Zeichen der Entwicklung. Gott selbst zaubert auch nie, d. h. stellt unvermittelt etwas Fertiges plötzlich in die Welt hinein. Er ist „ein Gott der Ordnung", wie das Neue Testament sagt, und er hält auf die Ordnung: „Zum ersten das Gras, danach die Ähren, danach den vollen Weizen in den Ähren," wie ebenfalls dort zu lesen ist. — —

Wenn ein richtig erzogener, kraftvoller Mann die Erbschaft seiner heimgegangenen Eltern angetreten hat, dann läßt er wohl allmählich manche Stücke des ererbten Hausrates verschwinden, gibt anderen Stücken einen bescheideneren Platz und stellt manches Neue in den Vordergrund; ja, eines Tages baut er

wohl das ganze Haus nach seinen persönlichen Bedürfnissen um. Dem Fernerstehenden erscheint es vielleicht, als handle der Sohn undankbar und pietätlos oder leichtfertig und unüberlegt, aber in Wahrheit wirkt in ihm nur der aufwärtsstrebende Geist der Eltern fort. Wer diese genau kannte und sich im Hause des Sohnes genauer umsieht, dem ist es, als grüße ihn aus allen äußeren Veränderungen immer wieder der Eltern bewährte gute Art.

So wollen wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts uns der Vergangenheit unseres Volkes gegenüber verhalten, dann wird uns die Zukunft einmal dankbar sein. Das große, weite Haus unseres Deutschen Reiches mag im Laufe der Jahre sein Aussehn ändern und im Innern sein Hausgerät wandeln, — wenn nur die guten Geister darin bleiben, denen unsere heimgegangenen Väter ihre besten Erfolge und ihr bestes Glück verdanken. Die lebendigen Kräfte nur, welche unser Volk zu seiner jetzigen Höhe aufwärts führten, wollen wir erhalten, nicht die Formen, in denen je nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der einzelnen Zeitalter diese Kräfte sich auswirkten.

Von diesen Kräften, welche erfahrungsgemäß das Gedeihen unseres Volkes bedingen, seien drei besonders genannt: die deutsche Frömmigkeit, die deutsche Treue und der deutsche Wahrheitssinn.

Wie wichtig in dem großen Wohnhause unseres Volkes der Geist echter Frömmigkeit ist, möge ein Wort Goethes andeuten: „Alle Zeiten, in denen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend für

Mitwelt und Nachwelt; alle Zeiten dagegen, in denen der Unglaube, in welcher Form es auch sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze strahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." Man prüfe die Wahrheit dieses Wortes nur einmal ernstlich an dem Verlaufe der deutschen Geschichte! — Wer aber so genügsam ist, daß er glaubt, mit einigen Naturgesetzen die „Welträtsel" lösen und mit einigen praktischen Morallehren das schwierige Ding, das man „Leben" nennt, meistern zu können, der mag für seine Person die Gottesfurcht und das Gottvertrauen als veraltete, überwundene Dinge beiseite tun, nur soll er mit seinem Glauben andere Leute unbehelligt lassen. Sonst wird er sich früher oder später über zweierlei sehr wundern müssen: bei denen, die sich ihm anvertrauten, über die schlimmen Triebe und Leidenschaften, die in ihrem Herzen und Leben zur Herrschaft gelangten, und bei denen, die sich ihm nicht anvertrauten, über ihre unwiderlegbaren Beweise, daß der Unglaube nicht auf exaktem Wissen ruht, sondern der elendeste Glaube ist, in den einer geraten kann. Die Zeiten des Materialismus sind ja sichtbar dahin; seine einstigen Helden haben weder wissenschaftlich halten können, was sie einst kühn behaupteten, noch sind durch sie „der Sünden und der Seufzer in der Welt weniger geworden". Es ist vielmehr dort, wo man ihm glaubte, in den Herzen und Häusern dunkler und trostloser geworden. — Wer aber meint, er könne mit einigen Gefährten zu-

sammen der Menschheit eine neue Religion konstruieren, der lerne doch aus der Weltgeschichte, daß Religion Offenbarung sein muß oder nichts ist. „Der Glaube muß ein Geschenk, eine Gnade sein, oder er ist ein Geschwätz.“ Auf die Frage, ob sich über das Christentum hinaus noch eine Entwicklung denken läßt, antwortete Goethe, dem manche ja mehr Gehör schenken als dem Neuen Testamente, so: „Mag die geistige Kultur immer mehr fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und in die Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentumes, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“ Und auch heute bekennt noch jeder, der vom Geiste Christi wirklich einen Hauch verspürte, daß wir Menschen etwas Größeres, den denkenden Kopf wie das fühlende Herz gleichmäßig Befriedigendes, als wir in Jesus Christus empfingen, nicht in die Zukunft hineintragen können. — Andererseits aber wollen wir nicht die kirchlichen Formen und Glaubensbekenntnisse, die sich der Geist des Christentumes im Laufe der Zeiten schuf, als gesetzlich bindende Werte ansehen. Jedes Zeitalter prägt sich nach seinen Gaben und Aufgaben das unvergängliche Gold der christlichen Wahrheit zu kursfähiger Münze. Dies zu tun ist seine Pflicht; aber indem es dieser Pflicht nachkommt, mischt es unwillkürlich in jenes Gold erdige, minderwertige, vergängliche Bestandteile. Diese Bestandteile suchen die folgenden Zeitalter wieder auszuscheiden, ohne jedoch selbst je jenes Gold chemisch rein herstellen zu können. So

entstehen innerhalb der Christenheit Glaubensrichtungen und Glaubenskämpfe. Die Älteren klagen dabei leicht über Pietätlosigkeit, Willkür, Unglauben der Jüngeren, und diese klagen, daß man ihr Gewissen vergewaltigen will. Zwischen den mancherlei religiösen und kirchlichen Richtungen und Kämpfen unserer Tage wird sich derjenige zurechtfinden und eine gute Zukunft mit heraufführen helfen, der zur Vergangenheit der christlichen Kirche „nicht wie ein Sklave, aber auch nicht wie ein Vagabund“ steht, sondern wie ein dankbarer, gewissensernster, freier Sohn.

Auch die Treue von Mann zu Mann, z. B. zwischen Fürst und Volk, Herr und Diener, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, gehört seit alters zur Eigenart unseres Volkes.

Mag der Romane mit seinem kalten Gemüte sich mit einem bloßen Rechtsverhältnisse zu seinem Herrn begnügen; mag der Amerikaner mit seinem Geschäftssinne leichten Herzens seinen Herrn wechseln; der rechte Deutsche schließt ein persönliches Herzensverhältnis zu dem, unter dem oder mit dem er lebt und arbeitet, und hält dieses Herzensverhältnis auch unter Opfern aufrecht. „Wer leicht schnürt sein Bündel, gehört nicht zum Gesinde, gehört zum Gesindel,“ das ist echt deutsch empfunden. Kein Volk der Erde hat so viele und so herzerfreuende Beispiele von Mannentreue zum angestammten oder erwählten Führer aufzuweisen, wie unser Volk. Kein anderes Volk feiert auch so gern in seinen Märchen, Sagen und Liedern solche Treue und hat so viel Verachtung für die Untreuen, die Unzuverlässigen, die

Wortbrüchigen. Menschen mit einer kalten, selbstsüchtigen Rechnerseele spielen in den deutschen Märchen und Sagen stets eine verächtliche Rolle und entgehen nie ihrer wohlverdienten Strafe. Bis zum Untergang haben in der Sage und in der Geschichte ungezählte einzelne Deutsche, ja ganze Volksgruppen ihrem Herrn Treue gehalten.

Aber wie hätten wir Deutsche auch ohne solche Treue uns im Laufe der Jahrhunderte unserer vielen Feinde erwehren sollen? Wer hinter das Geheimnis kommen will, wie unser Volk wurde, was es heute ist, der denke an die treuen märkischen Bauern, die sich mit „ihrem Blut und geringem Gut" dem Großen Kurfürsten zum Dienst stellten, an die Grenadiere, die am Wachtfeuer mit dem Alten Fritz das letzte Stück Brot teilten, an den Schmerz der Landesteile, die Napoleon nach der Schlacht bei Jena von Preußen losriß, auch an die Grabinschrift, die sich Bismarck wählte: „Ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I.". Nicht so laut wie von Bismarcks Mannentreue spricht die Öffentlichkeit von der hingebenden und ausharrenden Treue vieler Dienstboten, Gesellen, Arbeiter, Beamten gegen ihre Herrschaften, Gutsherren, Arbeitgeber und Vorgesetzten; aber es lebte und lebt von solcher Treue mehr in Stadt und Land, als viele ahnen. Der Knecht, der in einer bekannten Geschichte unserer Schullesebücher sich unter die verfolgenden Wölfe stürzt, damit sich sein Herr rettet; das Dienstmädchen, das ledig bleibt, um der kranken Herrin die Kinder zu erziehen; der Geselle, der in schlechter Geschäftszeit lieber mit halbem Lohn bei seinem Meister ausharrt, als ihn zugrunde gehen

läßt; der Beamte, der bei kärglichem Gehalt für den Staat um Pfennige feilscht, — sie lebten nicht nur einmal hier und da in unserem Volke, sie lebten und leben noch heute in allen deutschen Landesteilen zu Tausenden. Man muß nur beobachten können und darf sich von betrübenden, gerade in die Augen fallenden Einzelerscheinungen nicht das Gesamturteil fälschen lassen.

Der Treue der Mannen mit Treue zu ihnen zu danken, ist dem wirklich deutsch empfindenden Führer, Vorgesetzten usw. eine selbstverständliche Ehrensache. Keinen Augenblick besann sich in der deutschen Sage König Dietrich von Bern bei der Frage des römischen Kaisers, ob er lieber auf seine gefangenen Mannen oder auf sein Land und seine Krone verzichten wolle. So hat in der deutschen Geschichte mancher Fürst und Herr für seine Getreuen Gut und Blut geopfert, so haben die Hohenzollern für ihr Volk in schweren Zeiten Opfer um Opfer gebracht. So hat schon mancher Gutsherr seinen Gutsinsassen, mancher Fabrikherr seinen treuen Arbeitern in trüben Tagen durchgeholfen, wie ein Vater seinen Kindern durchhilft; hat schon manche Hausfrau ihr Gesinde wahrhaft mütterlich beraten, gepflegt, noch nach der vertragsmäßigen Dienstzeit für ihr Wohl gesorgt; hat in den letzten Kriegen mancher Offizier für seine Mannschaften Leib und Leben gewagt. Alfred Krupp schmolz einst bei ungünstiger Geschäftslage seiner Fabrik lieber sein altererbtes Familiensilber ein, als daß er seine treuen Arbeiter entließ; der Major Freiherr von Nauendorf gab trotz seiner brennenden, schweren Wunde im heißen Gefechte mit

den Aufständischen Südwestafrikas den ihm angebotenen Erfrischungstrunk selbstlos seinen Mannschaften weiter; ein hochstehender Beamter gab vor nicht langer Zeit lieber sein Amt auf, als daß er ein Unrecht gegen einen seiner Untergebenen duldete. Von solcher Führertreue Höherstehender zu den irgendwie von ihnen Abhängigen ist in unserem Volke auch heute weit mehr zu finden, als viele ahnen. Es gilt auch hier, beobachten zu können und sich durch andersartige Einzelfälle nicht das Gesamturteil fälschen zu lassen.

Die rechtlichen Beziehungen zwischen Fürst und Volk, Vorgesetzte und Untergebene, Gutsherr und Gutsinsassen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben sich in dem letzten Jahrhundert sehr geändert. Die einen haben viele Vorrechte aufgeben müssen; die anderen haben viele Freiheiten gewonnen. Leichter als früher kann sich der eine von dem anderen lösen; aber nicht weniger als früher braucht einer den anderen. Die uralte Weisheit, daß die einzelnen Glieder eines Leibes nur dann gedeihen, wenn sie in Treue zusammenhalten, behält ihre Bedeutung für alle Zeiten. Das dürfen die einzelnen Stände und in ihnen die einzelnen Persönlichkeiten nie vergessen.

Es ist ebenso unrecht wie undeutsch, wenn die ärmeren und niederen Stände zu den höherstehenden wie zu Feinden hinübersehen, nur notgedrungen unter ihnen arbeiten und nur an ihr Wohl bei der Arbeit denken. Aus solcher Gesinnung wächst für beide Teile kein Segen. Mancher Höherstehende ist wesentlich durch das törichte, ja frevelhafte Ver-

halten der unter ihm Stehenden, durch ihre Undankbarkeit und Unbescheidenheit, ihre Unwahrhaftigkeit und ihren Leichtsinn, ihr Mißtrauen und ihren Trotz hart und herrisch geworden. Er begann sein Wirken mit dem redlichsten Versuche, ein Freund und Kamerad der unter ihm Arbeitenden zu sein, aber schließlich erstarben seine Vorsätze und erlahmte sein guter Wille unter den traurigen Erfahrungen, die er immer wieder erleben mußte. So haben viele Untergebene, Arbeiter, Dienstboten den Vorgesetzten, Arbeitgeber, die Dienstherrschaft, die sie verdienen. — Unterschiede in Besitz, Macht, Ehre wird es immer unter uns Menschen geben, weil es immer Unterschiede in den körperlichen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten geben wird. Um jenen Unterschieden die Härte und Schärfe zu nehmen, ist auf beiden Seiten ein ernster, ehrlicher Wille zur Gerechtigkeit und Brüderlichkeit notwendig, nicht nur, wie in unserer Zeit oft gefordert wird, auf der Seite der Arbeitgeber und Vorgesetzten.

Andererseits ist es nicht weniger unrecht und undeutsch, die Untergebenen nur als „Arbeitskräfte“ zu bewerten und zu behandeln. Es ist das unantastbare Recht jedes Menschen, als eine Persönlichkeit gewertet zu werden und seinen Teil geistiger und wirtschaftlicher Selbständigkeit, Freiheit und Ehre zu erhalten. Wem dieses Recht nicht zuteil wird, der wird ein Revolutionär oder eine seelenlose Maschine. Wenn auf diesem Rechte jetzt die Ärmeren in unserem Volk immer entschiedener bestehen, so ist dies nur mit Freuden zu begrüßen. Wie im modernen Staate, so ist auch in den Fabriken,

den Gutsbezirken, den Beamtenstuben, der Hauswirtschaft dank dem wachsenden Bildungsgrade, Selbstbewußtsein und Ehrgefühl der ärmeren Stände das alte patriarchalische Regiment unwiederbringlich dahin. Alle Versuche, es wieder herzustellen, oder, wo es noch sein Leben fristet, zu erhalten, können nur Unheil anstiften. Wer das Rad der Zeit zurückdrehen will, schädigt nur sich und andere. Die deutschen Fürsten haben längst ihren einstigen „Untertanen“ gegenüber manche alten Gewohnheiten und Rechte aufgegeben und gelernt, sich als Führer freier Männer zu bewegen. Von Jahr zu Jahr wächst in Stadt und Land sehr erfreulich die Zahl der Groß- wie Kleinbetriebe, in denen kraftvoll entschiedene, ihrer Stellung sich vollbewußte „Herren“ in aufrichtigem Einvernehmen mit ebenso selbstbewußt empfindenden Beamten und Arbeitern zusammenwirken und immer aufs neue die Erfahrung machen, daß es sich mit freien, von Selbst- und Ehrgefühl erfüllten Männern viel erfolgreicher arbeiten läßt, als mit Sklaven oder Kindern. Alle, die in unseren Landen irgendwie zu gebieten haben, sollen nach dem Ruhme streben, daß unter ihnen nicht nur fleißig, sondern auch freudig gearbeitet wird, und sollen nie vergessen, daß nach alter deutscher Auffassung der der „Reichste“ ist, der „sein Haupt kann kühnlich legen jedem Untertan in Schoß“.

Die höheren Stände nicht Sklaven der Vergangenheit, sondern voll Verständnis für die Bedürfnisse und Rechte der Gegenwart und voll ehrlichen Willens, jedem anderen Stande nicht nur kaltherzig sein Recht zu geben, sondern Achtung,

brüderliches Mitgefühl und, wenn es nötig ist, kameradschaftliche Hilfe zu schenken; und die ärmeren Stände nicht wie Vagabunden sich von der Vergangenheit losreißend und dem Phantasiegebilde eines dem wirklichen Leben Hohn sprechenden Zukunftstaates sich opfernd, wohl rastlos aufwärts strebend, aber mit den allein Segen bringenden Mitteln der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe — nur das führt die einzelnen Stände und damit unser Volksganzes zu einer guten Zukunft. —

Auch dem deutschen Wahrheitssinne sei als einem notwendigen Hausgeiste in der hochragenden Burg unserer Reichseinheit das Wort geredet, der deutschen Gründlichkeit, der deutschen Abneigung gegen alles Unechte, nur Dekorative, der deutschen Freude, mehr zu sein als zu scheinen.

Wegen unseres Wahrheitssinnes sind wir Deutsche von anderen Völkern oft als philiströs, pedantisch, schwerfällig, langweilig gescholten oder belächelt worden. Mancher äußere Vorteil ist uns auch darum entgangen, weil wir nicht so gewandt und dreist, wie andere Völker, uns über die Wahrheit hinwegsetzen können. Es mag sein, daß sich früher gelegentlich mit unseren Anschauungen, Einrichtungen, mit unserem ganzen Auftreten etwas Kleinbürgerliches, Enges, Ängstliches verband. Aber seit vor vierzig Jahren unser Volk sich seiner Kraft bewußt wurde und in die Weltpolitik miteintrat, schwinden sichtbar solche Nebenzüge guter deutscher Art. Jetzt ist vielmehr zu sorgen, daß unsere gute Eigenart selbst nicht schwindet.

Es geht schon ein Geist der Unwahrhaftigkeit,

des Scheinenwollens, des Schwindels durch unser Volk.

Er treibt vor allem im Handel und Gewerbe sein Unwesen und drängt die guten, alten Grundsätze der Reellität und Solidität zurück. Es ist kein gutes Zeichen der Zeit, daß für die kaufmännische Ehrlichkeit ein besonderes Schutzgesetz, das „Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb", erlassen werden mußte, und daß die Anklagen wegen Warenfälschung usw. sich jährlich mehren. Daß der Verkäufer seine Waren heute gefälliger zur Schau stellt, als dies seine Väter taten, ist nur zu begrüßen; wenn er die hoch entwickelte Kunst der „Aufmachung" benutzt, Schundware unter die Leute zu bringen, so stellt er seinem Wahrheitssinne ein trauriges Zeugnis aus. Daß der Kaufmann im heutigen Verkehrsleben gelegentlich mehr wagen muß, als früher, um zu gewinnen, ist zu verstehen; wenn er aber unter bewußt unsoliden Voraussetzungen und mit ihm auf Treu und Glauben anvertrautem Kapital wagt, so fehlt ihm der rechte Wahrheitssinn. „Mit Gott," so stand nach G. Freytags bekanntem Roman „Soll und Haben" bei der Firma F. O. Schroeter auf dem ersten Blatte des Geheimbuches, und unter ihren streng rechtlichen Geschäftsgrundsätzen wuchs die Firma stetig zu immer größerer Bedeutung. Der rechte Geschäftsmann hat nicht eine doppelte Moral, die eine als Christ und die andere als Geschäftsmann. Er verschmäht Börsenkniffe und Handelslügen und kommt schließlich doch weiter als die unsolide Konkurrenz. Es ist nicht zu leugnen, daß der Wahrheitssinn, die Zuverlässigkeit, die Treue oft in ein Martyrium führen; aber

sie führen zuletzt aus demselben auch wieder heraus und gewinnen den Sieg. „Wenn die Unehrlichen alle Vorteile der Ehrlichkeit kennten, sie würden sofort ehrliche Menschen werden," dieses Wort Benjamin Franklins beruht auf einer durchaus richtigen Beobachtung.

Auch in der Lebenshaltung und Lebensführung vor den Mitmenschen soll stets der Wahrheitssinn das erste Wort haben. Aber in allen Ständen suchen viele vor ihren Bekannten und Verwandten als mehr zu erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Es ist geradezu erschreckend, wie gewandt manche, vor allem Frauen, ihre wahren Verhältnisse verschleiern können, und wie blutsauer es vielen wird, einfach vor anderen ihre Armut einzugestehen. Von vielen einzelnen wie ganzen Familien ist es ein offenes Geheimnis, daß sie in Kleidung und Wohnung, Reisen, geselligen Vergnügungen und Modeliebhabereien über ihre Verhältnisse leben.

„Deutsch sein heißt Charakter haben," dies Wort muß eine Wirklichkeit werden. An einem altsächsischen Bauernhause in Siebenbürgen steht folgender Spruch:

„Ich liebe die Gerechtigkeit
Und halte nichts vom Prahlen;
Wem ich als Freund nicht gut genug,
Der kann sich einen malen!"

Das ist deutsch empfunden und gesprochen. Dazu ein gutes Wort aus dem Nassauischen. Vor anderthalb Jahrhunderten ging dort der später viel gerühmte Schriftsteller Heinrich Stilling als Knabe mit seinem Großvater Eberhard, einem einfachen

Kohlenbrenner, durch den heimatlichen Bergwald und fragte dabei nach seinen Ahnen. Da lächelte der Großvater und sagte: „Wir stammen wohl schwerlich von Fürsten ab; das ist aber auch ganz einerlei. Deine Vorfahren sind alle ehrbare, fromme Leute gewesen; es gibt wenig Fürsten, die dies sagen können.“ Auch das ist echt deutsch empfunden.

Nicht mit Unrecht redet man auch von einem „Bildungsschwindel“. Für so manchen gehört die Bevorzugung ausländischer Sachen, Sitten, Redensarten zur „Bildung“! Andere meinen, es ihrer „Bildung“ schuldig zu sein, über alle Dinge mit zu reden und Urteile abzugeben. Die schwierigsten Fragen des Staatslebens, des christlichen Glaubens, der Sittlichkeit usw. erledigt mancher mit einer traurigen Kühnheit ohne jede tiefere Sachkenntnis nur auf Grund einiger Zeitungsartikel, Broschüren oder Wirtshausgespräche. Und wie mancher hält sich für „gebildet“, wenn er die äußeren Umgangsformen der ersten Gesellschaftskreise beherrscht, sich mit geradezu unterwürfiger Liebenswürdigkeit unter seinen Mitmenschen bewegt, nie ihrer Art und ihren Urteilen widerspricht und selbst nie ein Urteil wagt, ehe er sich nicht vergewissert hat, daß es auch im Sinne des Hörers ist! Bildungsschwindel, unwürdiger Sklavensinn, so kann man nur zu allem solchen Gebahren sagen. Mag der Franzose sich in solchem Schwindel gefallen; der Deutsche soll vornehm sein, nicht vornehm tun! Das allererste Kennzeichen und Erfordernis wirklicher Vornehmheit ist aber unbedingte Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit. Der Freiherr vom Stein, E. M. Arndt,

Bismarck waren vornehm; denn sie waren wahr und natürlich. Daß sich die Franzosen und undeutsche Deutsche nicht in ihre Art finden können, ist nicht zu verwundern. Und unter armen Leuten lebt manch ein Menschenkind, das trotz rauher Manieren viel vornehmer ist, als glatte, gewandte Salonmenschen, weil es wahr und natürlich ist. Ob ein Mensch ein Aristokrat oder ein Plebejer ist, entscheidet allein der Goldgehalt des Herzens. „Vör allen hürt tau' ne richtige Bildung, dat de Kopp hell un klor, de Will stark un gaud un dat Hart warm un weik is," dies Urteil Fritz Reuters ist echt deutsch. Es sollte in unserem Volke dauerndes Allgemeingut sein, während die Formen des äußeren Auftretens und des Verkehres, überhaupt des Lebens, sich unablässig ändern.

* * *

„Richtung und Kraft, das sind die großen konservativen Elemente; alles andere in der Welt ändert sich ... Wir wollen nicht Sklaven dessen sein, was gewesen ist, noch wollen wir als Vagabunden in den Tag hineinleben, als hätte es nie eine Vergangenheit gegeben. Wir wollen kein Körnchen von dem verlieren, was unsere Vorfahren im Schweiße einer heißen Arbeit gesammelt haben. Wir wollen fortfahren, dahin strebend, daß unter besseren Verhältnissen die lebendige Verantwortlichkeit und das Freiheitsgefühl jedes einzelnen gestärkt wird ..."

Sinn für die Wirklichkeit.

In der Karwoche 1908 wurde in seiner badischen Heimat Emil Gött zu Grabe getragen. Wer war Emil Gött? Das ist nicht leicht zu sagen. Er war Bauer, Erfinder, Politiker, Dichter, vor allem ein Edelmensch, wie es in jedem Zeitalter nur wenige gibt. Er hatte, was wir uns nach Goethes bekanntem Wort von Gott erbitten sollen, „ein reines Herz und große Gedanken". Nur schade, er hatte keinen Sinn für die Wirklichkeit. Er hat sich nie für eine bestimmte Tätigkeit geschult und hat nie in einem festen Berufe ausgehalten. Es gibt wenig Gebiete menschlichen Strebens, für die er nicht eine Zeitlang hohe Gedanken faßte, auch hohe Opfer brachte. Aus den Erträgen seiner Schriften kaufte er sich schließlich bei Freiburg im Breisgau ein kleines Gut; aber damit kam doch keine Stetigkeit und Klarheit in sein Leben. Um Ärmeren gut bezahlte Arbeit zu geben, opferte er jahraus jahrein von seinem kleinen Vermögen; hundertmal bestohlen und beschwindelt, warf er doch immer wieder sein Vertrauen an Unwürdige fort; wie ein Knecht arbeitete er auf dem Felde, aber die Früchte seiner Arbeit heimsten schlaue Betrüger ein; und dabei kam er nie aus dem quälenden Gefühl heraus, daß er für seine Mitmenschen zu wenig tue. Zwischen seiner Bauernarbeit schrieb er staatsmän-

nische und kriegerische Phantasien, vor allem tief empfundene, mit Recht viel beachtete Weisheitssprüche und Gedichte. An Fürsten und Parlamente sandte er flammende Briefe, die nie beantwortet wurden. Er erfand Rettungsleitern und konstruierte ein Luftschiff zur Entdeckung des Nordpoles; er bot sich den Buren als Kämpfer an und starb schließlich, kaum vierundvierzigjährig, in Verlassenheit und Armut.

Fast gleichzeitig mit Emil Gött starb in einer deutschen Großstadt ein reicher, hochgestellter Mann mit bekanntem Namen. Aus bescheidenen Verhältnissen hatte er sich emporgearbeitet. Er war von frühester Jugend an ein Rechner ersten Ranges gewesen. Aus allen Lebenslagen wußte er für seine Karriere, seinen Geldverdienst und seinen behaglichen Lebensgenuß Vorteil zu ziehen. Er hatte nie den Ehrgeiz, erzieherisch auf Menschen zu wirken und guten Grundsätzen, Gedanken, Zielen unter ihnen zur Geltung zu verhelfen; das hätte ihn ja unbeliebt machen können. Er nahm mit erstaunlicher Gewandtheit alle Menschen so, wie sie gern genommen sein wollten; doch wehe, wenn sie ihm nicht irgendwie dienstbar sein wollten, und er sie seine Macht fühlen lassen konnte, ohne sich selbst zu schaden! Auch bei der Wahl der Frau entschieden klare, kalte Berechnungen, die er sorgsam anstellte; erst recht bei der Wahl derer, die er in seinen engeren Verkehr zog. Und wie vorsichtig und haushälterisch ging er mit seiner Gesundheit um! Er verstand es meisterhaft, andere für sich arbeiten zu lassen. So wurde er reich und kam zu hohen Ehren; er wurde

auch alt. Doch getraut und vertraut hat ihm nie jemand. Als er sein Amt aufgegeben hatte, niemand mehr nützen oder schaden konnte, stand er einsam da. Er bat seine früheren Mitarbeiter und Bekannten, ihn nicht zu verlassen, aber er fand wenig Gehör. In ihrer Selbstsucht erntete er den Lohn für seine Selbstsucht. Sein Lebensabend wurde kalt, denn von Geld, Orden und Würden geht keine Wärme aus. Bei aller seiner Klugheit hatte er keinen Sinn für die Wirklichkeit gehabt. Als er zu Grabe getragen war, sagte einer: „Er war ein großer Lebenskünstler." „Nein, er war ein bedauernswerter Materialist, ein großer Tor," erwiderte ein anderer, und summte das Lied vor sich hin: „Und setzt Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein . . ."

Beide haben keinen Wirklichkeitssinn: die reinen Idealisten und die reinen Materialisten.

Wunderbar, was Jesus für Wirklichkeitssinn hatte! „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht!" sagte er einmal. Selbstverständlich, so meint er, lebt der Mensch vom Brot, von irdischen, materiellen Dingen; denn er hat einen irdischen Körper und um sich eine materielle Welt. Aber er lebt nicht vom Brot allein; denn er hat auch ein Herz im Leibe, ein Gemüt, eine Seele, oder wie man sonst sagen will.

Es ist nicht wahr und spricht aller Wirklichkeit Hohn, daß nur die Dinge existieren, die man mit den Augen sehen, den Händen greifen, mit Zahlen berechnen kann. In der Wirklichkeit spielen unsicht-

bare Dinge eine viel größere Rolle als sichtbare. Auf den Wahrheitssinn und die Treue, die Geduld und Nachsicht, die Liebe und die Barmherzigkeit unserer Mitmenschen sind wir viel mehr angewiesen als auf ihr Geld. Wenn es diese unsichtbaren Dinge nicht in der Welt gäbe, dann wäre es furchtbar, auf der Erde zu leben. Das würden nicht nur die Armen und die Kranken fühlen. Der reichste und gesundeste Mensch, der sich jeden materiellen Genuß erlauben kann, ist ein armes, unglückliches Wesen, wenn er nicht Liebe geben und nehmen kann. Das meinte einst Goethe bei den Worten: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hier und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, das macht uns das Erdenrund zu einem bewohnten Garten." Goethes Mutter meinte dasselbe mit dem Worte: „Gebe man einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt, was hilft's, wenn er keinen Freund hat, dem er's sagen kann." — Oder, was macht in Wirklichkeit das Leben am trübsten? Nicht Armut oder Krankheiten des Körpers, so drückend sie auch sein können; vielmehr Armut und Krankheiten der Seele. Neid, Eifersucht, Herrschgier, Geldgier, Empfindlichkeit usw., unter solchen unsichtbaren Dingen wird unter den Menschen am meisten geseufzt. — Oder Frieden des Herzens! Niemand kann ihn sehen oder ziffernmäßig berechnen. Aber immer wieder klingt aus den Menschenherzen der Ruf: „Wenn ich nur meinen Frieden habe!" Und alle erdenkbaren materiellen Opfer wurden schon für dieses unsichtbare Gut gebracht.

Seltsame Leute, die Materialisten, die behaupten, nur das existiere und sei zu pflegen, das man sehen, greifen, berechnen kann! Was nicht körperlich ist, braucht darum doch nicht eingebildet, nur ausgedacht zu sein. Was für leichtfertige Behauptungen doch mancher Mensch aufstellt, der auf seinem persönlichen Arbeitsfelde, wo er Bescheid weiß, mit dem Urteile peinlich genau und vorsichtig ist!

„Daran erkenne ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das meint Ihr, gelte nicht."

Aber darum darf das Materielle, Irdische, Stoffliche an uns und um uns nicht unterschätzt und vernachlässigt werden.

Der menschliche Körper ist z. B. etwas nur Materielles, Vergängliches. Aber es rächt sich auch an unserem Innenleben, wenn man ihn nicht pflegt. In einem unsauberen Körper wohnen leicht unsaubere, in einem kranken Körper leicht kranke Gedanken.

Auch das Geld ist etwas Materielles. Wehe, wer sein Sklave wurde! Aber wehe auch, wer in ungeordneten Geldverhältnissen lebt! Der lebt zwischen vielen Versuchungen, wird leicht schlecht. Es gibt gegenüber der Geldfrage eine recht gefährliche „Genialität".

Auch die Bedeutung eines festen Berufes, einer klar umgrenzten Arbeitsstätte und zwingender Arbeitspflichten darf man nicht verachten. Die ir-

dische Arbeit für materielle Werte ist für das Innenleben, was für den Weinstock der Pfahl oder das Spalier ist. Sie erhebt die Seele über viel Staub und gibt ihr in den Stürmen des Lebens viel Halt. Es ist nicht klug und gut, von der Arbeit als von einem „Joch“, einer „Tretmühle“ usw. zu reden.

Ebenso Achtung vor den äußeren Formen, die den Verkehr der Menschen untereinander regeln! Mancher verachtet sie zu rasch; er will nur auf den „Geist“ sehen. Gewiß, es ist traurig, daß sich so sehr oft hinter liebenswürdigen Formen ein selbstsüchtig nur das eigene Wohl berechnendes Herz verbirgt. Aber die äußeren Formen des Benehmens halten doch auch viele schlechte Triebe der Menschenherzen in Zucht; sie sind das Geländer, das an manchen Abgründen vorbeihilft.

Achtung ebenso vor den äußeren kirchlichen Formen, in denen der Christenglaube in die Erscheinung tritt. Mancher will „den Geist des Christentums“ pflegen, aber meint, als ein „moderner, aufgeklärter“ Mensch es sich schuldig zu sein, alles Kirchentum, kirchliche Bekenntnisse, Pflichten, Sitten verachten zu müssen. Solchen Leuten rief Peter Rosegger einmal zu: „Bekenner des Geistes, verachtet mir die Form nicht! Auf dieser Erde muß jede Seele ihren Leib haben und das Christentum seine Kirche. Ohne eine sichtbare Kirche wird das Christentum sich nicht vergeistigen, sondern verflüchtigen.“ Gewiß, mancher hält viel auf kirchliche Formen, will auf längst veraltete Glaubensvorstellungen die Gegenwart verpflichten, weil der Wortlaut alter kirchlicher Bekenntnisse dies fordert; aber innerlich

ist er vom Geiste Christi weit entfernt. Nun, kein verständiger und gerechter Mensch wird die Gemeinde und die Sache Christi nach ihren schlechten Vertretern beurteilen. Die Musik, Malerei und ungezählte andere Dinge bewertet vernünftigerweise doch auch niemand nach den Leistungen und der Art von Stümpern.

Ja, seltsame Leute auch die reinen Idealisten! Für sie gilt der Ruf des Neuen Testamentes: „Seid nüchtern!" — —

Zwei Welten hat Gott geschaffen und ineinander gearbeitet. Beide Welten sind ihrem Wesen nach verschieden. Die eine, die sichtbare, ist zwar von wunderbarer Schönheit und Größe, aber dem Gesetze des Sterbens unterworfen. Und die andere Welt? Darüber zu reden, ist nicht leicht. Wer aber je aus den Augen eines Menschen edles Wollen und frohes Siegen über die niederziehenden Triebkräfte der Natur und der Sinnenwelt hat blitzen sehen, wer Menschen beobachtet hat, die innerlich stärker waren als alle körperlichen Bedürfnisse, Versuchungen, Schmerzen, die selbst im Sterben noch eine feine, edle Art zeigten, der weiß: Es gibt noch eine andere Welt, als die greifbare, sichtbare, materielle. Vor allem fühlt man dies, wenn man sich tief in die Persönlichkeit, das Leben und die Worte Christi und der Besten seiner Gemeinde versenkt. Daß sich diese andere Welt, die Welt des Geistes, nicht beweisen läßt, wie man einen mathematischen Lehrsatz oder durch Experimente eine Naturkraft beweist, wird keinen tiefer Denkenden irre machen. Es gibt auch eine uns Menschen unbedingt sichere Gewißheit, die

nicht auf solchen Beweisen ruht, sondern auf unserem inneren Erfahren und Empfinden. Auf vielen Gebieten versagt der Beweis und das Experiment. Niemand kann z. B. beweisen, daß Goethes „Faust" ein ungleich höheres Kunstwerk ist als eine moderne Operette; aber niemand wird es dem ausreden, der einmal von Goethes „Faust" im Innersten ergriffen wurde. Nur ärmliche Halbbildung verlangt für die Welt des Geistes dieselben Beweismittel, die für die materielle Welt gelten.

Es ist unser Schicksal, der natürlichen Welt anzugehören und an ihrer Herrlichkeit, wie an ihrem Sterben teilzunehmen. Es ist aber zugleich unsere Bestimmung, unsere Menschenwürde und das Geheimnis unseres Menschenglückes, in die andere Welt hineinzuwachsen und in ihr eine innere Reife zu gewinnen, die uns über das irdische Leiden und Sterben erhebt. Die irdische, sichtbare Welt ist das äußere Wirkungsgebiet, auf dem wir zu sittlichen Persönlichkeiten heranwachsen und uns als solche bewähren sollen. Oder ein Vergleich aus dem Reiche der Künstler. Die Aufgabe des Künstlers ist es, den Stoff zu beseelen oder der unsichtbaren Idee einen sichtbaren Körper zu geben. Der Künstler kann den Stoff nicht entbehren, soll aber als freigebietender Geist über den Stoff herrschen. So können wir Menschen, wenn unser Leben ein Kunstwerk sein soll, die irdischen, materiellen Dinge nicht entbehren. Doch wer nur Rohstoffe anhäuft und aufbewahrt, Körperkraft, Gelehrsamkeit, Geld usw., macht aus seinem Leben kein Kunstwerk.

Am reinen Idealismus geht der Mensch zu-

grunde. Das wirkliche Leben schreitet unbarmherzig über ihn hinweg . . .

Der Materialismus ist, auch wenn er sich in den Mantel feinster Kultur zu hüllen weiß, etwas Rohes, Menschenunwürdiges. Er nährt im Menschen nur niedere Triebe und macht die Erde zu einem Schauplatz brutaler Kämpfe.

Der Mensch versteht sich auf das schwierige Ding, das man „Leben" nennt, der ein Realist ist im Dienste der Wahrheit und der Liebe, d. h. Gottes, wie ihn Jesus Christus durch seine Persönlichkeit, seine Werke und seine Worte enthüllt hat.

„Blicke zum Himmel empor, bis die goldenen Pforten sich auftun,
Und Dir im göttlichen Licht thronend erscheint die Idee;
Doch dann senke den Blick; und hast Du geschauet, dann schaffe!
Schauen und Schaffen, es ist menschlicher Doppelberuf."

* * *

Wirklichkeitssinn auch für die großen, allgemeinen Bedürfnisse unseres Volkes und Vaterlandes!

Vor hundert Jahren hatte unser Volk den Ruhm und — den Schaden, ein Volk von Denkern und Dichtern zu sein. Verständnislos für die materiellen Notwendigkeiten eines Volksganzen, ja bis zur Verleugnung der einfachsten Bedingungen des äußeren Volkswohles gleichgültig, gaben sich unsere besten Männer und Frauen dem echt deutschen Triebe hin, große Gedanken zu fassen und zu formen. Darüber zerfiel ihnen das Haus, in dem sie wohnten, das Deutsche Reich, und verteilten die andersgesinnten Nachbarvölker nach Belieben unter sich die fremden

Erdteile. Weltbürgerlicher Sinn galt für vornehmer als vaterländischer Sinn; sich mit der Politik zu beschäftigen, überließ man „minderwertigen“ Geistern. Auch viel Selbstsucht, Bequemlichkeit und Feigheit verbarg sich hinter solcher Denkweise. Im Reiche der Gedanken sich ergehen und Gelehrsamkeit aufzuspeichern, ist müheloser und ungefährlicher, als im Reiche der realen Wirklichkeit sorgend und kämpfend seine Persönlichkeit einzusetzen. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Nichts ist für das Denken jener Zeit bezeichnender, als das Tun und Treiben der Männer und Frauen, die sich um Goethe scharten. Während das alte Deutsche Kaiserreich zum Hohn der Völker unterging, und Preußen um sein Dasein kämpfte, suchten sie den Geist der alten Griechen heraufzubeschwören. Aber nicht den Geist der griechischen Vaterlandshelden, sondern eine mehr oder weniger erträumte Welt griechischer Schönheit und griechischer Lebensfreude sollte wieder erstehen. So gut wie vergebens sucht man in diesem Kreise und bei den vielen, die im Zauberbanne Weimars waren, nach Nationalsinn, Vaterlandsliebe, Stolz auf den deutschen Namen, Verantwortlichkeitsgefühl für die deutschen Brüder, in deren Sprache man dichtete. Goethe selbst neigte sich in den schweren Zeiten, da die Besten um das Vaterland zitterten, und ein unvornehmer Feind brutal seine Macht mißbrauchte, bewundernd vor Napoleon. Kein Ruf der Teilnahme, der Ermunterung oder der Entrüstung kam aus seinem liederreichen Munde. Nur auf besonderen Wunsch

dichtete er zum Sieges- und Friedensfeste des Jahres 1815 ein Festspiel. In diesem legte er allerdings ein Bekenntnis ab, das ihn selbst nicht weniger als die Patrioten Deutschlands ehrte:

„Doch schäm' ich mich der Mußestunden!
Mit Euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den Ihr empfunden,
Seid Ihr auch größer, als ich bin."

Und später sagte er in einem Gespräche mit dem Historiker Luden: „Der Trost, den Wissenschaft und Kunst gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören."

Dem deutschen Durchschnittsbürger und Bauern ging aber vor hundert Jahren das Auge höchstens bis zur Grenze seines engeren Heimatlandes. Blind staunte er die Gelehrten und Dichter seines Volkes an, mochten sie ihm noch so weltfremde oder weltbürgerlich schwärmende Gedanken vorsetzen. Vertrauensselig überließ er den angestellten Beamten die Sorge um die Ehre des Volkes, und wie dem Lande der Frieden erhalten blieb. Und die harten Mühen und Kämpfe anderer Völker um ihre Ehre und ihr Wohl betrachtete er halb mitleidig als große Torheiten und halb dankbar als willkommenen Stoff zur Sonntagsunterhaltung:

„Nichts besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten,
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinander gehn,
Doch nur zu Hause bleib's beim alten!"

Dieser Hang zu beschaulichem, tatenlosem Dahinleben, zum behaglichen Spinnen und zum eigensinnigen Festhalten weltfremder Gedanken hat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Männern unsägliche Schwierigkeiten bereitet, denen der Sinn für die Wirklichkeit und ihre Anforderungen aufgegangen war. König Wilhelm I. war nahe daran, zu verzweifeln; selbst für Bismarcks gigantische Kraft war gelegentlich der Kampf um das für unser Volk materiell Notwendige fast zu schwer. Wie sich bis zum Jahre 1866 die Mehrzahl der preußischen Volksvertreter, Zeitungen, politischen Vereinigungen usw. zu Bismarcks Plänen und Persönlichkeit stellten, das war im üblen Sinne echt — deutsch.

Doch unter Bismarcks Führung und Erziehung kam endlich von dem Wesen unseres Volkes die Seite wieder zum Durchbruch, mit der es sich einst in die Weltgeschichte eingeführt hatte: die Freude am Handeln, das frohgemute Angehen gegen Schwierigkeiten, der männliche Wille, auch einen Platz an der Sonne zu haben, statt in einem Winkel zu verkümmern. Diese Seite in dem Wesen unseres Volkes hat Dürer in seinem Ritter abgebildet, der in schimmernder Wehr, unbekümmert um den Tod und den Teufel, der hochragenden Burg entgegen-

strebt. Die alten Goten und Vandalen, Angeln und Sachsen, die einst durch die Länder und Meere zogen, sich Wohnsitze zu erzwingen, waren keine tatenscheuen Grübler oder unpraktische, weltfremde Gelehrte. Auch die Hanseaten, die lange Zeit die nordischen Meere und Länder beherrschten, waren es nicht; und ihre schon genannte Losung am Bremer Seefahrtshause klingt auch nicht nach kleinbürgerlicher, selbstsüchtig-bequemer und ängstlicher Philisterart.

Auf allen Gebieten des deutschen Volkslebens ist der frische, realistische Zug zu spüren, der durch das heutige Denken, Empfinden und Wollen geht. Ganz anders wie früher ist der Schulunterricht den Forderungen des praktischen Lebens angepaßt. Neben die humanistischen Gymnasien sind die Realgymnasien und Realschulen als gleichberechtigt getreten; neben die alten Universitäten die technischen Hochschulen. Die einzelnen Wissenschaften gehen in ihrer Arbeit von Erfahrungen aus, nicht mehr von Ideen; suchen ihren Stolz darin, richtig zu beobachten, nicht mehr darin, richtig und kühn zu konstruieren. Auch die Arbeit der Kirche folgt immer entschiedener dem realistischen Zuge der Zeit. Inhalt und Form der Predigten wie des Religionsunterrichtes nehmen immer mehr auf die praktischen Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart Bezug; die gewaltige, unablässig anschwellende Arbeit, welche die Kirche in der Inneren Mission zur Verhütung wie Heilung von allerlei Schäden leistet, hat man direkt „Realpolitik des christlichen Glaubens“ genannt. Es ist überaus bezeichnend, daß vor einigen Jahren ein Aufruf zu einem Vereine, der gegenüber

einseitiger Schätzung theologischer Arbeit für praktische Gemeindearbeit eintritt, in den weitesten Kreisen freudige Aufnahme fand, und daß dieser Verein schon wiederholt in jährlich wachsender Zahl Männer aus allen Teilen Deutschlands und den verschiedensten theologischen oder kirchenpolitischen Richtungen zu Beratungen vereinigte. Noch ein Blick nach einer ganz anderen Richtung. Wie seltsam mutet uns heute der frühere, dem praktischen Felddienst so fernstehende Soldatendrill an! Und wie würden andererseits unsere Großväter staunen, wenn sie sähen, wie die Jugend aus dem Binnenlande zum Seemannsdienst drängt, in deutschen Kolonien deutsche Farmen, Dörfer und Städte baut und die erste Seemacht der Welt mit immer größerem Unbehagen vor der deutschen Tatkraft und Unternehmungsfreudigkeit erfüllt! Wohin sie sähen, würden unsere Vorväter bemerken, daß die Gegenwart immer mehr den „Könner“ achtet, nicht mehr den bloßen Vielwisser, und daß nicht der als der rechte Mann gilt, der sich auf den Flügeln der Phantasie über die umgebende Welt hinausschwingt, sondern der sie mit kräftiger, geschickter Hand beherrscht und gestaltet. — Auch die Frauenwelt ist von diesem Geiste des Handelns und Schaffens ergriffen. Die Besten der jungen Mädchen auch sehr reicher Familien fragen heute: „Wie gebe ich durch meine eigene Arbeit und Kraft meinem Leben einen rechten Inhalt?“, statt daß sie auf Kosten ihrer Angehörigen ein bloßes Blumenleben führen wollen. „Alte Mamsell'n“, die nach enttäuschten Heiratshoffnungen sich in ein ödes Mansardendasein zurückziehen, „Heideprinzeßchen“, die von der Welt

und dem Leben nichts verstehen und hilflos unter Nöten und Schwierigkeiten leiden, statt sie kraftvoll zu bezwingen, gibt es immer weniger.

Und immer mehr Männern und Frauen aller Stände wird es klar, daß nicht nur angestellte und vereidigte Beamte, sondern alle Erwachsenen für das große, weite Haus unseres Reiches mitsorgen und wachen müssen. Allerdings, dem Reiche, das sich aus dem Schmiedefeuer der Jahre 1864—71 erhob, seine Arbeit und Liebe zuzuwenden, bereitet auch mehr Freude, als einem der einstigen deutschen Polizeistaaten mit ihrer unumschränkten Fürstenmacht und ihrer oft so drückenden Beamtenwillkür zu dienen. Es ist eine Freude, wie viele der bedeutendsten Männer ihre Kraft und Zeit in Vorträgen, Schriften, Vereinsarbeiten in den Dienst des Vaterlandes stellen, um z. B. für die Kriegsflotte Verständnis zu wecken oder die deutsche Ostmark vor slawischer Überflutung zu schützen oder deutsche Familien des Auslandes durch deutsche Schulen, Kirchen, Vereine unserem Volke zu erhalten. Mancher unserer Vorväter, der sich vor hundert Jahren schlafen legte, würde bei solcher vielseitigen, tatenfreudigen Teilnahme für die Sicherheit, Ehre und Macht unseres Volkes rufen: „Das ist es, was ich gewünscht und gewollt habe. Vorwärts, ihr seid auf der rechten Bahn! Die führenden Staatsmänner können nur dann fest auftreten und große Ziele für das Gesamtwohl ins Auge fassen, wenn sie von der Einsicht und Opferwilligkeit der Volksmehrheit getragen werden." Was würde z. B. der alte Turnvater Jahn, der einst unter dem ängstlichen Mißtrauen der Staatsbehör-

den mit der Berliner Jugend in die Hasenheide zog, sagen, wenn er sähe, wie jetzt vom Generalfeldmarschall bis zum schlichten Unterbeamten ungezählte Männer sich unter unsere Jungen stellen, mit ihnen durch Wald und Feld zu streifen!

Ja, gegenüber einem einseitigen Drängen auf materielle Sicherung und Stärkung unseres Volkes muß bereits an die alte Wahrheit erinnert werden, daß der Mensch nicht vom „Brot" allein lebt. Es gehört mit zur Größe Bismarcks, daß er bei aller seiner Nüchternheit und seinem Verständnis für äußeren Besitz und äußere Macht sich nie den Blick für die unsichtbaren Kräfte und Werte der Seele, für die sogenannten „Imponderabilien", trüben ließ. Nicht „Roß und Reisige" an sich entscheiden im letzten Grunde endgültig über das Schicksal eines Volkes, sondern die Eigenschaften, die sie besitzen, der Geist, der in ihnen lebt. — —

Fest und stark soll das schöne, große Wohnhaus der deutschen Reichseinheit sein. Kein äußerer Feind soll daraus einen Stein brechen oder in unsere Innenräume hineinregieren können. Aber im Innern des Hauses soll der Geist der Eintracht und des Brudersinnes, der Ordnung und Gesetzesachtung wohnen. Sonst ist's darin ein trauriges Wohnen, und es gelingt über kurz oder lang doch den äußeren Feinden, den Bau zu schädigen. — Das Hausgerät in diesem Hause und die Hausgesetze sollen sich von Jahr zu Jahr bessern, damit sich alle Stände immer wohler fühlen. Aber vor allem gilt es, darin Menschenherzen heranzubilden, die wahr und treu, gerecht und freundlich sind. Sonst ist es auch ein trauriges

Wohnen. Bei aller Wichtigkeit guter, äußerer Lebensverhältnisse wächst wahres, dauerndes Glücksgefühl bei einzelnen wie bei einem ganzen Volke nach stets wieder bestätigter Erfahrung vor allem aus Herzenseigenschaften. — Und aus dem großen Hause unseres Volkes sollen zu den umliegenden Völkern nicht nur materielle Güter und Waren ausgehen, sondern vor allem auch große Gedanken und starke, sittliche Kräfte, damit auf der ganzen Erde „das Gute wirke, wachse, fromme". Solche Werte der Menschenwelt in den letzten tausend Jahren, seit unser Volk mündig wurde, reichlich geschenkt zu haben, war bisher der besondere Ruhm Deutschlands; dieser Ruhm muß uns bleiben. — Nähme unser Volk an äußerer Macht und äußerem Besitz immer mehr zu, würde es außerdem in Wissenschaft, Kunst und Technik das erste unter allen Völkern, aber darin nähmen die Gottesfurcht und der Gewissensernst, die Zucht und der Brudersinn ab, dann nähme die Aussicht auf eine gute Zukunft mehr ab als zu. Dann würde unser Volk immer mehr jenem Koloß auf leicht zerbrechlichen, tönernen Füßen gleich, den einst ein alttestamentlicher Prophet vor seinem Geiste erstehen und — untergehen sah.

Als ein Realist, der nüchtern und gewissenhaft für seinen Körper sorgt, dem aber doch „die Seele mehr ist als der Leib", stehe unser Volk im Rate der Völker!

Saure Wochen — frohe Feste.

Immer wieder betonen Ausländer, die in unserem Vaterlande reisten, daß bei uns viel gearbeitet wird.

Wie hätte aber auch ohne sehr viel Arbeitsfreudigkeit unser Volk sonst das werden sollen, was es heute ist? Jahrhundertelange, zähe, harte Arbeit gehörte dazu, aus den weiten Sandstrecken, unergründlichen Mooren oder steinigen, harten Gebirgsabhängen, an denen das deutsche Land von Natur sehr reich ist, die früchtereichen Gefilde zu schaffen, durch die uns jetzt die Eisenbahn führt. Nur aus unendlich viel stiller, treuer Kleinarbeit konnten ebenso die heutige Blüte unserer Industrie und des Handels, die hohen Leistungen der einzelnen Wissenschaften, der Kunst und der Technik wachsen. Mühseligsten geistigen und körperlichen Anstrengungen ungezählter Geschlechter verdanken wir den vorbildlichen Stand unseres Heerwesens und die Achtung, welche alle Völker vor der deutschen Wehrmacht haben.

Auch für ganze Völker gilt Moltkes Wort: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige." Das sei denen gegenüber betont, welche von stiller, treuer Kleinarbeit gering denken und meinen, daß große,

dauernde Erfolge in fröhlichem „genialen“ Wurfe gewonnen werden könnten.

Der Ruhm, daß wir Deutsche arbeiten können, muß uns bleiben. „Schaffende Arbeit ist Weltengebot.“ Kein einzelner und kein ganzes Volk sündigt ungestraft hiergegen. „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen!“ Dieses Wort des Neuen Testamentes ist nicht nur eine Mahnung, sondern enthüllt auch ein unverbrüchliches Gesetz, unter dem alles Lebendige steht.

Andererseits ist der Segen der Arbeit doch geradezu mit Händen zu greifen.

Die Arbeit gibt unserem Leben etwas Stetiges. Die Bettler, die unstät auf der Landstraße dahinziehen, sind ebenso „Spreu, die der Wind zerstreuet“, wie die reichen Müßiggänger, die von einem Badeorte zum anderen ziehen oder zu Hause mit Besuchen von Theatern, Konzerten, Gesellschaften usw. ihr Leben ausfüllen. Nach einem alten Bilde gleicht der arbeitslose Mensch einem Schiffe, das ein unverständiger Mann ohne Ladung auf das Meer hinausschickte.

Die Arbeit erhält den Körper und Geist besser gesund als der Müßiggang. Dem fleißigen, rührigen Menschen fließt das Blut frischer und rascher durch die Adern und bleiben viele Beschwerden fern, die den Bequemen allmählich heimsuchen und in die Badeorte treiben. Vor allem erliegt der fleißige, rührige Mensch viel weniger Trübungen seines Gemütslebens und ist weniger leicht eine Beute schlechter Einflüsse. Der „Wandsbeker Bote“, Matthias Claudius, der mit seinem gesunden Menschen-

verstande so oft den Nagel auf den Kopf traf, läßt in einem Gedichte einen fleißigen Bauern einmal so singen:

„. . . . . . . Müßiggang
Ist ein beschwerlich Ding
Und schier des Teufels Ruhebank
Für vornehm und gering.

Mir macht der Böse keine Not
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn tot
Und mäh' ihn um und um."

Das Menschenherz ist wie der Mühlstein in den alten Mühlen; hatte man ihm kein Korn aufgeschüttet, dann lief er sich heiß und verdarb, schädigte auch wohl die Mühle. — Oder noch ein Blick in die Familien. Die Müßiggänger sind darin durch ihre trüben Gedanken, ihre Ansprüche an die anderen Familienglieder, ihr Sichmischen in anderer Leute Angelegenheiten usw. meist eine Last und Qual.

Die Arbeit belohnt auch mit dem frohen Bewußtsein, kein überflüssiger Mensch zu sein. Sie schenkt die Freude am vollbrachten Werke. „Wir müssen etwas zu schaffen haben," schrieb einmal ein deutscher Denker, „wenn wir die Freude kennen lernen wollen. Ich kannte einen blinden Mann, der Rohrstühle ausbesserte. Sein Beruf war im Vergleiche mit der Gesamtaufgabe der Menschheit kein überwältigend bedeutsamer; er aber glaubte an seinen Beruf. Wenn er einen Stuhl wieder brauchbar gemacht hatte, fuhr er mit der Hand über die Fläche, als ob er die deutsche Reichsverfassung hergestellt hätte. Dieser Blinde war ein sehr froher Mensch; er wußte, daß

er nötig war." Oder man beobachte ältere Leute, wovon sie am liebsten erzählen. Nicht von genossenen Freuden, sondern von schweren Arbeiten, die sie leisten mußten, von harten Aufgaben, derer sie Herr wurden, von sauren, in Selbstverleugnung erfüllten Pflichten. „Wie gut Sie es doch haben!" sagte einmal eine vielgeplagte jüngere Hausfrau und Mutter zu einer älteren, die mit Reisen, geselligen Freuden, Besuchen von Bekannten und Verwandten arbeitslos ihr Leben ausfüllte. „Sie urteilen nur nach dem Schein," war die Antwort. „Früher, als meine sechs Kinder mir noch um den Tisch saßen, und ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht zu einem Ruhestündchen kam, fühlte ich mich viel glücklicher."

Aber es muß sich um wirkliche Arbeit handeln, nicht um bloße Beschäftigung. Das Wesen der Arbeit ist Anstrengung, und zwar für vernünftige, nützliche Zwecke. Vieles, womit in wohlhabenden Häusern Männer, Frauen und Mädchen ihre Zeit hinbringen, ist nicht Arbeit, z. B. der Sport, die ausgedehnte Lektüre von Zeitungen, die meist so inhaltsarme Briefschreiberei, das gelegentliche Mitwirken bei Wohltätigkeitsbestrebungen usw. Man kann mit solchen Dingen den ganzen Tag über beschäftigt gewesen sein und ist doch dem Gottesgebote der Arbeit keine Stunde lang nachgekommen.

Achtung aber vor jeder wirklichen Arbeit!

Aus den Kreisen der Geistesarbeiter muß die noch immer recht große Geringschätzung der Handarbeit schwinden. In dieser Beziehung müssen wir Deutsche von den Amerikanern lernen. Manches Kind wird noch mit Gewalt zu geistiger Arbeit gepreßt, obwohl

es dazu gar nicht geeignet ist, weil die Eltern Handarbeit nicht für „standesgemäß“ halten. In vielen Häusern gilt es noch für anstößig, wenn Männer höheren Standes sich im Hauswesen praktisch betätigen. Als „Dienstmädchenstandpunkt“ hat man treffend diese Denkweise bezeichnet; unerfahrenes Hausgesinde achtet gewöhnlich den „Herrn“ am höchsten, der sich am meisten bedienen läßt. Doch ist nicht zu leugnen, daß sich in unserem Volke eine tiefere Auffassung dessen, was vornehm ist, anbahnt. — Aber auch gegen die Mißachtung der geistigen Arbeit, die sich in den letzten Jahrzehnten in die handarbeitenden Stände eingeschlichen hat, ist anzukämpfen. Was geistige Arbeit ist, kann der nicht im rechten Umfange ermessen, dem zu ihr die Vorbildung oder die Befähigung fehlt. Sobald Ernst gemacht würde, die Verächter geistiger Arbeit unter den Fabrikarbeitern, Handwerkern, Landleuten zu Lehrern, Predigern, Verwaltungsbeamten zu schulen und hinter Bücher und Schreibtische zu bannen, würde sich das Urteil über geistige Arbeit ändern.

In folgenden Worten eines englischen Denkers ist die rechte innere Stellung zu den Handarbeitern und den Geistesarbeitern zum Ausdruck gebracht: „Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten. Erstens, den sich mühenden Arbeiter, der mit von der Erde geschaffenen Werkzeugen mühsam die Erde besiegt und sie zum Eigentum des Menschen macht. Ehrwürdig ist mir die harte, verkrümmte, rauhe Hand…, ehrwürdig ist auch das rauhe, verwitterte, beschmutzte Antlitz mit seiner schlichten Intelligenz… Schwer beladener Bruder! Für uns wurde dein Rücken so

gebeugt, für uns wurden deine Glieder und Finger so entstellt. Du warst unser Rekrut, auf den das Los fiel, und indem du unsere Schlachten kämpftest, wurdest du zum Krüppel. Du bist in deiner Pflicht; möge außerhalb derselben sein, wer da wolle. Du arbeitest um das Unentbehrliche, um das tägliche Brot. — Und als zweiten Mann ehre ich den, der für das geistig Unentbehrliche arbeitet. Ist nicht auch er in seiner Pflicht, indem er mit himmelerschaffenen Werkzeugen uns den Himmel erobert? Wenn der eine arbeitet, damit wir Nahrung haben, muß dann nicht der andere wieder für ihn arbeiten, damit er Licht, Freiheit und Unsterblichkeit habe? — Diese zwei in allen Graden und Abstufungen ehre ich. Alles andere ist Staub und Spreu." — —

Von Natur ist jeder Mensch träge, und es kostet ihn Überwindung, sich über ein nur sinnlich-passives Dasein zu erheben. Darauf wies im Jahre 1850 der Professor Curtius, der Erzieher des späteren Kaisers Friedrich III., in dem Briefe hin, mit dem er sich von dem achtzehnjährigen jungen Hohenzollern verabschiedete: „Ein Zeugnis werden Sie mir nie versagen können, nämlich, daß ich während der sechseinhalb Jahre Tag für Tag unablässig einem Fehler entgegengearbeitet habe, welcher nicht bloß Ihnen, sondern uns allen von Kindheit an droht, nämlich dem Hange zu behaglicher Ruhe. Daß ich dies tat, war Ihnen oft lästig und anstößig; aber ich konnte, ich durfte nicht anders, und ich kann Ihnen auch jetzt nichts anderes zurufen, als daß Sie nun täglich Ihr eigener Ansporn sein mögen." Das ist aber eben des Menschen Würde vor dem Tiere,

daß er bewußt seine natürliche Trägheit überwindet und um des Gewissens willen, also aus innerem Drange, nicht nur aus äußerem Zwange, als ein „Arbeiter“ durch das Leben geht.

„Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist,“ das war einst Jesu Wahlspruch. In diesem Worte bekennt er sich nicht nur zur Arbeitspflicht, sondern gibt er auch Anweisung über das rechte Arbeitsfeld und die rechte Arbeitsdauer. Zu welcher Arbeit der einzelne von Gott „gesandt“ ist, sagen jedem leicht die Gaben, die er für seine Lebenswanderung erhielt, die Schicksalswege, die er geführt wurde, und die Umgebung, in der er sich befindet. Wer das ihm in solcher Weise gewiesene Arbeitsfeld unbebaut läßt oder nur oberflächlich bebaut, ist untreu, mag er sich mit persönlichen Liebhabereien noch so sehr abmühen. Manchen Mann, der seinen Beruf, und manche Hausfrau, die ihr Hauswesen vernachlässigt, trifft dieser Vorwurf. „Tag zum Wirken“ ist aber für jeden, so lange er lebt. Das lerne schon die Jugend. Sie darf den Morgen des Lebens nicht vertändeln oder verträumen; sie soll früh gewohnt werden, sich unter das Wort „Pflicht“ zu beugen und soll so erzogen werden, daß sie zu fromm und zu stolz ist, jemals unter Müßiggang oder nur Scheinarbeit das Leben hinzubringen. Daß die Mittagshöhe des Lebens, die Vollkraft des Körpers und des Geistes den Mann und die Frau — gleichviel ob reich oder arm, verheiratet oder ledig — in einem ausgiebigen, ernsten Tagewerk sehen muß, ist selbstverständlich. Sich noch bei rüstiger Kraft „zur Ruhe setzen“, weil man ein ge-

wisses Kapital und damit befriedigenden Lebensunterhalt gewonnen hat, gilt in Frankreich nicht als anstößig und wird dort sehr oft getan; in unserem Vaterlande gelte dies nur als eine schlimme Unsitte. Selbst der Abend des Lebens befreit nicht von der Pflicht, zu „wirken". Zum wenigsten können die alternden Männer und Frauen mit freundlichem Zuspruch und Dank die erquicken, die in ihrer Umgebung des Lebens Last und Hitze tragen, und können so helfen, daß sie frisch und fröhlich bleiben. So gesinnte Greise und Greisinnen werden nicht zu klagen brauchen, daß die schönste Wirksamkeit, die dem Alter vergönnt ist, ihnen versagt sei, nämlich aus dem Schatze ihrer Lebenserfahrungen die jüngeren Geschlechter selbstlos zu betreuen.

Gesegnet der Mensch, der seine Arbeit gefunden hat. „Halte, was du hast," so soll man ihm in das Stammbuch schreiben.

* * *

Aber andererseits soll kein menschenscheuer Griesgram, kein Geizkragen und keiner, dem die Arbeitsfreudigkeit zur Arbeitswut ausgeartet ist, etwas gegen „frohe Feste" nach „sauren Wochen" sagen.

Dann und wann ein fröhliches Fest im Alltagsleben, das ist wie ein freundliches Blumenbeet im Gemüseland. Auch der ärmste Bauer pflanzt sich ein paar Levkojen, Goldlack und Astern oder, wenn er es nicht tut, dann soll man ihn dazu anhalten. Es gehört auch zur Menschenwürde, nicht Sklave der Arbeit zu werden.

Allerdings, Feste feiern zu können, ist eine Kunst. Der Geburtstagskuchen allein macht noch kein rechtes Geburtstagsfest, und der Tannenbaum allein noch nicht wahrhaft „fröhliche, selige, gnadenbringende" Weihnachten. Wie überhaupt im Leben, so ist auch bei den Festen die Seele, also das, was man nicht sehen, greifen, berechnen kann, das Wichtigste.

Und in die Blumenbeete der Feste schleicht sich sehr leicht allerlei Unkraut ein. Wo Essen und Trinken, Schenken und Beschenktwerden den Hauptteil des Festes bilden, da wuchert Unkraut, und wird das Fest schließlich zur Qual. Wie die Kinder am besten gedeihen, die in Nahrung und Kleidung recht einfach gehalten werden, aber von aufrichtiger, inniger Liebe ihrer Angehörigen umleuchtet sind, so die fröhlichen, sorglosen Kinder zwischen den sauren, ernsten Alltagswochen, die Feste.

Für die Feier von Familienfesten ist der „Wandsbeker Bote", Matthias Claudius, dauernd das rechte Vorbild. Wahrhaft erfinderisch war dieser Mann für Gelegenheiten, zu fröhlicher Feier seine Familie um sich zu scharen. Er feierte mit den Seinen nicht nur die einzelnen Geburtstage, auch z. B. den Anfang des Frühlings, der Obsternte, den ersten Schnee, der fiel, das erste Zähnchen, das sich bei einem neuen Familiensprößling zeigte. Und wie glücklich war er dann mit seiner Familie, obwohl es bei ihm immer sehr knapp zuging! „Ich habe nichts und bin doch wohl ein großer, reicher Mann," so sang er dann auf einem gemeinsamen Spaziergange, beim fröhlichen Spiel auf einer Wiese oder bei einem einfachen Abendbrote unter einem Baume und be-

mitleidete im stillen die anderen, die für solche Familienfeste keinen Sinn hatten. Gewiß, ein großes Stück der gemütlichen Einfachheit und Muße jener Zeiten ist unwiederbringlich dahin, und es möge niemand versuchen, uns verständnislos zu ihnen zurückzuschrauben. Aber mutig gegen die mancherlei Übertreibungen bei unseren Familienfesten, z. B. gegen jeden Aufwand, der mit unseren Verhältnissen nicht im Einklang steht oder der Gesundheit schadet oder die Jugend ungünstig beeinflussen könnte, ankämpfen und zugleich durch einfache, sinnige Gebräuche das Fest verinnerlichen, das können wir. Schlichte Familienfeste, die von herzlicher Liebe und echter Freude durchweht sind, stärken den Familiensinn, erfrischen für die Arbeitstage, halten die Alten wie die Jungen von Vergnügungen außerhalb des Hauses fern und helfen über die unvermeidlichen Lasten und Enttäuschungen des Lebens hinweg. — Sage mir, ob und wie in deinem Hause Familienfeste gefeiert werden, und ich will dir sagen, was in deiner Familie für ein Geist wohnt!

In früheren Jahrhunderten gab es wenig Arbeitsgemeinschaften, die sich nicht dann und wann mit Weib und Kind zu fröhlichen Berufsfesten zusammenfanden. Da scharten sich die Männer, oft in bunter Tracht, unter einem Führer um eine Fahne, zogen mit den Abzeichen ihres Berufes unter fröhlicher Musik durch ihren Ort, und dann entfaltete sich auf einem reichgeschmückten Festplatze ein munteres Treiben. Noch ragen von solchen Berufsfesten die Erntefeste der Landleute und Winzer, allerlei Innungsfeste, Berg- und Brunnenfeste usw. in unsere

Zeit hinein; doch sehr viele dieser Feste sind allmählich „verdorben und gestorben“. Solchen Berufsfesten neues Leben einzuhauchen und sie zugleich den Verhältnissen der Gegenwart anzupassen, ist das lobenswerte Bemühen mancher volksfreundlicher Männer in Stadt und Land. Hier und da sind für neue Berufszweige auch schon neue Feste entstanden. Wie kein rechter Lehrer es sich nehmen läßt, mit seinen Schülern einmal zu fröhlicher Wanderung in den Wald zu ziehen und unter ihnen nur ein älterer Kamerad zu sein, so sollten die Gutsbesitzer, Fabrikherren, Obermeister der Innungen, möglichst auch die Vorgesetzten der einzelnen Beamtengruppen jährlich sich zu einfachen, aber taktvoll und sinnig ausgedachten Festfeiern unter ihre Untergebenen setzen. Bei solchen Festen nähern sich die Herzen der Vorgesetzten und der Untergebenen, schwinden Vorurteile, Spannungen, Abneigungen, die unter der Mühsal der Alltagsarbeit aufkamen, bildet sich ein innerlich haltendes und hebendes Gemeinschaftsgefühl und ein gesunder Berufsstolz. „Jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz.“

Viele Städte und Dörfer haben altererbte Erinnerungsfeste, an denen längst verstorbener geschichtlicher Persönlichkeiten oder bedeutsamer Erlebnisse des Heimatortes gedacht wird. Es sei nur an das Fest der „Geharnischten“ in Torgau erinnert oder an die Hussitenfeste von Naumburg und Bernau. Das Sedanfest und das Geburtsfest des Kaisers sind als allgemeine deutsche Feste inzwischen eingebürgert. Diese Feste zu erhebenden, großes Denken und edles Wollen fördernden Volksfeiern zu gestalten,

ist des Schweißes der Besten wert. Über Ausschreitungen, Roheiten, Geschmacklosigkeiten usw., die bei solchen Festen vorkommen, zu schelten, ist leicht. Es gilt auch hier, wie so oft im Leben, nicht zu kritisieren, sondern zu bessern, nicht „aufzulösen, sondern zu erfüllen." Es ist ein Unrecht gegen die Volksgenossen, wenn sich die höheren Stände von solchen Festen fernhalten oder nur einen Augenblick, und auch dann in möglichster Absonderung von den ärmeren Ständen sehen lassen. Der Kastengeist und Dünkel, der gerade bei solchen Festen oft stark zutage tritt, steht mit der Grundidee dieser Feste schroff im Widerspruch und gibt, wie nicht zu verwundern ist, zu vielen bitteren Gedanken und auch Worten Anlaß. Ob und wie sich an solchen Festen die höheren Stände beteiligten, ob z. B. bei den Festzügen der Kriegervereine nur der Vorsitzende oder auch andere Reserve- und Landwehroffiziere mit durch die Straßen marschierten, oder ob auch die Frauen und erwachsenen Kinder der höheren Stände auf dem Festplatze waren, darüber wird hinterher in den Fabriksälen, Werkstätten und auf dem Felde mehr gesprochen, als viele ahnen. Wenn sich aber in fröhlicher Festfeier reich und arm, gebildet und ungebildet, alt und jung jährlich durcheinandermischen, dann werden die ärmeren Stände nicht leicht sich zu Ausschreitungen verirren, auch allerlei Vorurteile ablegen und gegen unheilvolle Tageshelden, Zeitschlagwörter und Geistesströmungen widerstandsfähiger sein. Und die reicheren Stände werden merken, daß sehr oft hinter rauhen, ungelenken Manieren Ärmerer eine wahrhaft vorbildliche Gesinnung lebt, und werden zu-

gleich lernen, gerechter, bescheidener und natürlicher zu sein. — Sage mir, ob und wie du an den vaterländischen Festen deines Volkes teilnimmst, und ich will dir sagen, ob deine Liebe zu deinem Volke echt ist!

Am schönsten zeigt sich der Sinn und das Geschick unseres Volkes für sinnige, gemütstiefe Festfreude an den großen Festen der Christenheit.

Wir Deutsche verstehen, mit besonderer Liebe und Hingebung, auch mit besonders tiefen, großen Gedanken Weihnachten zu feiern. Der lichterstrahlende Tannenbaum mit seinem vielfältigen und viel bedeutendem Schmucke, das behaglich-breite Aufbauen der Geschenke und das feierliche Bescheren, die Weihnachtslieder und Weihnachtssagen, — kein anderes Volk hat aus der Tiefe seines Gemütes etwas Gleichwertiges hervorgebracht. Mag der Alltag die Seelen noch so hart gehämmert haben, die deutsche Weihnachtszeit macht sie wieder weich, und mögen auf der Wanderung durch das lange Jahr die Herzen noch so staubig und müde geworden sein, unter dem Klange der Weihnachtsglocken leuchten sie wieder auf.

„Haltet schützende Hände über das deutsche Weihnachtsfest, daß es weder ein bloßes weltliches Freudenfest noch, wie bei den Romanen, ein bloßes Kirchenfest wird!“ so kann man nicht laut genug rufen. Dasselbe gilt von den deutschen Oster- und Pfingstfeiern. Unter weltlichem Getriebe darf die Seele der Feste nicht ersterben, die demütig-fröhliche Dankbarkeit für das, was der verborgene Gott Himmels und der Erde in Jesus Christus uns Menschen

Gutes getan hat. Aber es soll auch nicht nur diese Seele der Feste gepflegt werden, sondern zugleich ihr Leib, vor allem die häusliche Feier. Im Gotteshause und in stillen Stunden daheim sich in die Festbotschaft der Bibel versenken, um sie von Jahr zu Jahr tiefer zu erfassen und mit dem persönlichen Leben immer enger zu verweben, und zugleich während der Festtage Liebe gebend und nehmend in der Familie auszuruhen, das ist deutsche Art und gute Art.

Rede niemand dagegen verächtlich von „Feststimmungen"! Die Stimmungen, welche unser deutsches Weihnachten, Ostern und Pfingsten auslösen, sind etwas Großes, so flüchtig sie auch zu sein scheinen. Was von ihnen her an Friede und Freude, Gewissensernst und Mut, Familiensinn und Brudergeist in den Herzen bleibt, kann man ebensowenig schwarz auf weiß nachweisen, wie den Segen des sonntäglichen Kirchganges; aber es ist dies weit mehr, als oberflächliche Menschenbeobachter ahnen.

Achtung aber auch vor dem einfachen Sonntage! Vor dem deutschen Sonntage!

Es ist bezeichnend, daß in keinem anderen Volke die Dichter so gern dem Sonntage Lieder sangen und singen, wie in unserem. Wie innig und sinnig reden im Norden unseres Vaterlandes Fritz Reuter und Klaus Groth von dem Sonntagsfrieden und der Pflicht der Sonntagsheiligung! Im Süden legte Ludwig Uhland dem schwäbischen Hirten das unvergängliche Lied in den Mund: „Ich bin allein auf weiter Flur", und schenkte uns Peter Hebel sein bekanntes:

„Samstag hat zum Sonntag gesagt:
Jetzt hab' ich alles schlafen gelegt;
Man hört im Dorf kein Hüh und Hott
Nur Grüß Dich Gott und Dank Dir Gott."

Im Osten feierte Max von Schenkendorf den Sonntag so:

„Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot,
Meine Seele wach' und glühe
Mit im hellen Morgenrot."

Und wehmütig gedenkt Julius Mosen am Sonntage seiner Heimat:

„Wie sie in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß . . ."

Unser deutscher Sonntag muß erhalten bleiben, oder unser Leben würde wie eine Wanderung auf staubiger, freudloser Straße ohne zur rechten Zeit freundlich erquickende Herbergen.

Der Sonntag, wie er bei uns sein sollte, holt am Vormittage die Männer und Frauen und die schon schulpflichtige Jugend aus den Häusern in die Kirche. Denn er will nicht nur körperliche Erholung bringen, sondern auch innere Sammlung, Läuterung und Erhebung. Nicht nur viele Körperkräfte, auch viele Seelenkräfte muß man während der Wochentage aufbieten, viel Treue, Fleiß, Liebe, Geduld, Wahrheitssinn, Mut. Wenn man am Sonntage nicht wieder ersetzt, was man in der Woche verausgabte, dann wird man innerlich bankrott. Besonders in unserer Zeit, wo die Muße und Ruhe früherer Jahrhunderte einem beängstigenden, zerrüttenden Drän-

gen und Eilen gewichen ist, und wo in einer Woche mehr Eindrücke und Erlebnisse auf uns eindringen, wie auf unsere Vorväter in einem Jahre, sind Stunden innerer Sammlung, Bereicherung und Vertiefung doppelt notwendig.

Gewiß, man **kann** auch außerhalb der Kirche, etwa bei stiller, ernster Lektüre zu Hause oder auf einer Wanderung durch Gottes freie Natur, sich mit großen, heiligen Gedanken und Vorsätzen erfüllen. **Aber wer tut dies in der Wirklichkeit?** Ungezählte haben zu Hause keine sonntägliche Lektüre zur Hand oder, wenn sie nach der Bibel greifen, fehlt ihnen die rechte Auslegung des Bibelwortes. Ungezählte haben auch zumal am Sonntage, wo die Arbeit die Wohnungsgenossen nicht aus dem Hause führt, kein stilles „Kämmerlein", ernsten Gedanken ungestört nachzugehen. Und man lausche einmal auf die Gespräche, die draußen in der Natur die Leute führen, oder frage sich selbst einmal ehrlich, ob — abgesehen von flüchtigen, meist nur gefühlsmäßigen Stimmungen — sich einem in Wald und Flur die Gedanken und vor allem der Wille so leicht zu Gott emporrichten! Das berühmte „Sich-erbauen in Gottes freier Natur und bei ernster Lektüre zu Hause", von dem so mancher spricht, ist in den allermeisten Fällen nur eine fadenscheinige Redensart. Unbestreitbar entspricht der tatsächlichen Wirklichkeit folgendes Wort eines guten Menschenbeobachters: „Hätte jemand den Wunsch, Gott zu vergessen, oder möchte einer in Sünden dahinleben, ohne je durch den Gedanken an ein Gericht geschreckt zu werden? Dem können wir verraten, wie er diese Ziele erreicht.

Er muß nur sagen: Ich kann meine Bibel auch zu Hause lesen, und ich kann Gott in der Natur ebenso anbeten wie in einer Kirche aus Stein. Er muß ferner das Gebet aufgeben und alles Symbolische in der Religion verschmähen. Dann wird ihm bald alle Religion eine Torheit und die Existenz eines Gottes ein Märchen sein."

Wundere sich aber keiner, der nie oder nur selten zur Kirche geht, darüber, daß ihm in derselben vieles so fremd und unverständlich vorkommt. So geht es auch dem pietätlosen Kinde mit dem Gerät und den Gewohnheiten des Elternhauses, während das Kind, das in innerer und äußerer Verbindung mit dem Elternhause bleibt, die Geschichte und die Bedeutung des Hausgerätes und der Haussitten kennt, achtet und auch aus altmodischen Dingen für sein Innenleben Nutzen zieht.

Nicht verwunderlich sind auch bei den Kirchenscheuen die vielgestaltigen Vorurteile, die oft unglaublich flachen oder restlos falschen Gedanken über das Christentum, die Kirche, die Bibel, die Denkweise und Lehrweise der Pfarrer usw., auf die man oft selbst in hochgestellten Kreisen stößt. Und mancher, der auf seinem besonderen Arbeitsfelde ein Meister ist, erweist sich neu auftauchenden Schlagwörtern, Geistesströmungen, Massensuggestionen gegenüber urteilslos und hilflos wie ein Kind, während andere dank ihrer aus dem Bibelwort und dem christlichen Gemeindeleben gewonnenen Herzensbildung mit klarem Blick und gesundem, sicherem Empfinden in den wechselnden Zeiterscheinungen das Echte und Bleibende erkennen. Den Schaden, den viele ihrem Ge-

mütsleben, ihrem Familienleben und auch Berufsleben durch ihr Fernbleiben von den Gottesdiensten und dem Leben der aus dem Bibelwort sich nährenden Gemeinde zufügen, kann man natürlich auch nicht schwarz auf weiß nachweisen oder ziffernmäßig berechnen, aber er ist schwerer und tiefer wirkend, als sie ahnen...

Und der rechte deutsche Sonntag**nachmittag**? Vor allem vereint er die Familienglieder. Mancher Hausvater sieht in der Woche seine Kinder kaum bei den Hauptmahlzeiten, und manche Frau sieht an den Werktagen ihren Mann nur im Banne der Arbeit und kommt auch selbst kaum zu einem Ruhestündchen. Es ist ein Unrecht gegen das Familienleben, das sich auf vielfache Weise rächt, wenn sich der Mann zum Wirtshausbesuche oder die Frau zu Verwandten- und Freundinnenbesuchen von der Familie trennen, wenn Mann und Frau allein Vergnügungen nachgehen, aber die Kinder fremden Leuten oder sich selbst überlassen. Die Sonntagnachmittage, welche die Familie in traulicher Gemeinschaft und edlem Frohsinn verlebt, tragen reichen, stillen Segen in die kommenden Wochentage und werden von den Kindern noch nach Jahrzehnten, wenn die Eltern längst unter dem Rasen ruhen, mit dankbarem Herzen genannt.

Wenn es irgend möglich ist, führt der rechte deutsche Sonntagnachmittag die Familien, wie Einzelnstehende, zu froher **Wanderung aus den Steinmeeren der Städte in die freie Natur.** Mögen die Angehörigen anderer Völker am liebsten in trägem Träumen oder üppigen Schmausereien ihre Erholung suchen, die altgermanische Wanderlust und

Naturfreude sollen unseren Sonntagnachmittagen einen besseren Inhalt geben. Um so mehr ist solches Wandern notwendig, als immer mehr Männer und Frauen ihre Wochentage in Fabriksälen, Werkstätten, Kaufläden, Schreibstuben statt im Freien verbringen müssen, und die wachsenden Städte immer größere Volksteile dem Landleben entfremden. Was die Staatsbehörden und Stadtverwaltungen an Mühen und Opfern aufbringen, um unserem Volke die Naturfreude und Wanderlust zu erhalten, z. B. durch immer größere Einschränkung der Sonntagsarbeit, durch Verbilligung und Vereinfachung der Verkehrsmittel usw., belohnt sich reichlich. — —

In einem altberühmten griechischen Dichtwerke, der Ilias Homers, wird eingehend der kunstvoll gearbeitete Schild des Helden Achilles beschrieben. Unter anderen Bildern ist auf dem Schilde eine Szene aus dem Landleben zur Darstellung gebracht. Auf einem weiten Ackerfelde ziehen unter harten Anstrengungen Ackerleute schwere Pflüge durch die Erde hin und her. Aber an dem Rande des Feldes stehen Frauen, Mädchen und Greise und warten mit freundlich ermunternden Worten und einem erquikkenden Trunke auf die herannahenden Arbeiter. Einen Augenblick machen diese an der Ackergrenze Halt, lassen sich den Trunk reichen, den Schweiß von der Stirn wischen und das Herz mit neuer Arbeitsfreudigkeit füllen, und dann ziehen sie zu neuen Furchen den Pflug durch die Erde. Dieses Bild auf dem Schilde des Achilles sagt alles, was für den einzelnen, wie für unser Volksganzes inmitten der Arbeit

Last und Mühe unsere deutschen Sonntage, überhaupt unsere deutschen Feste wollen und sollen.

Jeder in unserem Volke ist es sich dringend schuldig, sich ihren Segen zu sichern.

Und jeder Vorgesetzte, Arbeitgeber, jede Dienstherrschaft suche ihren Stolz darin, denen, welche unter ihrer Leitung den schweren Pflug der Arbeit ziehen, erholende Sonntags- und Festfreude nicht nur notgedrungen, um der Gesetze oder des Mietsvertrages willen, zu gönnen, sondern mit fürsorglichem Herzen zu bereiten. Auch für solche Dienste gilt das verheißende Wort Christi: „Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt, wahrlich, ich sage Euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben!“

Deutsche Mütterlichkeit.

Als im Jahre 1910 der frühere Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Roosevelt, in Berlin weilte, forderte er in einer Rede die deutschen Frauen auf, als ihre schönste und notwendigste Eigenschaft die Mütterlichkeit zu pflegen. Das deutsche Blut, das diesem Amerikaner von seinen Vorfahren her in den Adern rollt, mochte ihm diese lobenswerte Mahnung eingegeben haben; sicher auch die trüben Erfahrungen, die man in Amerika mit dem immer mehr zunehmenden unmütterlichen Wesen der Frauen und Mädchen macht.

Mütterlichkeit — es ist leichter zu sagen, wie sie nicht ist, als wie sie ist. Wo mütterlicher Sinn ist, — gleichviel ob bei einer Frau oder einer Jungfrau —, da will man nicht herrschen..., auch nicht glänzen und gefeiert werden..., auch nicht in selbstsüchtiger Behaglichkeit sein Leben „genießen" ... Darum ist dort, wo mütterlicher Sinn ist, keine elegante oder grobe Unwahrhaftigkeit, keine Kälte und Härte, keine Rechthaberei, kein Trotz und Eigensinn und andere böse Dinge, ohne die keiner, am wenigsten eine Frau, auskommt, der herrschen oder gefeiert werden oder genießen will.

Mütterlichkeit ist der Drang, selbstlos das wahre, echte Wohl anderer zu pflegen und zu fördern... Sie ist dabei wie ein Licht, das leuchtet, ohne Lärm zu machen...

Echte Mütterlichkeit ist alles andere als Schwäche. Sie kann sehr entschieden „Nein" sagen, wo sie andere in ihr Unglück steuern sieht, kann mit unerbittlicher Entschlossenheit und Zähigkeit gegen das Schlechte und Unechte ankämpfen und kann den letzten Blutstropfen für das Wohl anderer aufopfern.

Echte Mütterlichkeit „hört nimmer auf". Mögen die, denen sie sich einst widmete, längst eigene Wege gehen. „Sie sucht ja nicht das Ihre;" ist nicht mütterlich, um damit für sich etwas zu gewinnen. „Sie läßt sich auch nicht erbittern." Sie ist wie der gesunde Baum, der im Frühjahr blüht und blüht, ob die Vorübergehenden ihm danken oder nicht.

Zur Mütterlichkeit ist das Weib von Gott geschaffen, zu nichts anderem. Darauf deuten viele Fähigkeiten hin, die es vor dem Manne voraus hat, vornehmlich die Gabe, schnell und sicher die Art und die Lage eines Menschen fühlend zu erfassen. Was zehn Männer nicht sehen, fühlt eine Frau. — Die Frau und die Jungfrau, die herrschen oder gefeiert werden oder das Leben selbstsüchtig „genießen" wollen, sündigen gegen ihren gottgegebenen Beruf. Darum sucht instinktiv auch die unmütterlichste Frau sich wenigstens den Schein der Mütterlichkeit zu geben. Aber erheuchelte, im stillen berechnende Mütterlichkeit wird bald erkannt und nach Verdienst belohnt.

Mütterlichkeit ist wirklicher Adel, ist die wahre

Vornehmheit der Frau. Kein Wunder, daß ihr in der Welt — wie allem Echten — der Dank und Lohn nicht ausbleibt. Nur zeitweilig kann sie verkannt und als Aschenbrödel mißbraucht werden.

Den Frauen, die herrschen wollen, werden die Männer, die sich selbst achten, Widerstand leisten oder — aus dem Wege gehen...

Den Frauen, die gefeiert sein wollen, werden die Männer äußere Beifalls- und Ehrenbezeugungen zuwerfen, wie man Kinder mit Spielzeug abfertigt, und dann werden sie ihnen — aus dem Wege gehen...

Den Frauen, die in selbstsüchtiger Behaglichkeit ihr Leben „genießen" wollen, werden die Männer zu eigenem Genuß und Behagen vielleicht gelegentlich ein paar Stunden schenken und dann — aus dem Wege gehen...

Aber den Frauen, welche der Adel der Mütterlichkeit schmückt, schenken die Männer das Höchste, das sie verschenken können, ihr Vertrauen und selbstverständlich die geringere Gabe der ritterlichen Fürsorge. So lehrt in allen Volkskreisen immer wieder die praktische Erfahrung.

Kein Wunder; wer sehnte sich nicht nach einem Herzen, das mütterlich empfindet?

Die Kinder zeigen dies am offensten. Wie arm sind darum die Kinder, deren Mutter herrschen oder gefeiert sein will oder das Leben „genießen"! Doch solcher Kinder gibt es viele, besonders in den höheren Ständen. Wenn aber solche Kinder in dem ersten Jahrzehnt noch nicht fühlen, was ihnen fehlt, wie traurig, wenn ihnen später das Auge für das wahre

Wesen der Mutter aufgeht! „Die Nachwelt setzt jeden in seine Ehrenrechte,“ dies ist eine allgemeingültige, unumstößliche Beobachtung des Turnvaters Jahn. — Hat aber ein Kind bei seiner Mutter echten mütterlichen Sinn erlebt, dann bleibt ihm die Mutter für das ganze Leben sein guter Engel.

Weniger offen zeigen es die Jünglinge und die Männer, daß sie sich nach Mütterlichkeit sehnen. Viele verbergen dieses natürliche Sehnen unter äußerlich abweisendem, rauhem Verhalten. Aber selbst der auf der Höhe seiner Kraft stehende Mann ist dankbar, wenn in rechter, taktvoller Weise ihn Mütterlichkeit umfängt. Viele Männer nennen ihre Frau, so wie die Kinder es tun, „Mutter“. Das ist keineswegs immer bloß eine Anpassung an die Redeweise der Kinder; dabei klingen oft im Herzen des Mannes ganz bestimmte Saiten mit. Wenn ein Mann seiner Gattin im Laufe der Jahre diese Anrede schenkt, dann kann dies für die Frau eine große Anerkennung und tiefen, stillen Dank bedeuten. — Doch vielen Männern schlägt in ihrer Familie kein mütterlich empfindendes Herz entgegen. Daß sie bis zur Schädigung ihrer Gesundheit arbeiten und zugleich sich die einfachsten Lebensfreuden versagen, wird von ihrer Familie mit mehr oder weniger gewandt verhüllter Selbstsucht als etwas Selbstverständliches hingenommen. Oder die Frau ist dem Manne nur eine Wirtschafterin, aber nicht die tief und zart empfindende „Haushälterin seiner Seele“. Mancher Mann ginge in seinen freien Stunden weniger in das Wirtshaus oder wäre nicht ein so einseitiger Arbeitsmensch oder ritte nicht dieses oder jenes Steckenpferd,

wenn seine Seele in seiner Familie Mütterlichkeit fände! „Mir hat nie eine Hand mütterlich über das Haar gestrichen,“ so sagte vor einigen Jahren ein hochgestellter Mann, als er auf sein Leben zurückblickte. Seine Mutter war früh gestorben; seine Frau war eine sogenannte „Dame“ gewesen, und ihr entsprechend waren die Kinder geworden. Bei diesem Bekenntnis wurde vielen mit einem Male klar, warum er oft so reizbar, herbe, verschlossen und innerlich unbefriedigt gewesen war.

Nach mütterlichem Sinne bei der Hausfrau und ihren Töchtern sehnt sich auch das Hausgesinde. Entsprechend ihrem meist jugendlichen Alter und dem Freiheitsdrange unserer Zeit lehnen zwar sehr viele Dienstboten ihrem äußeren Verhalten nach mütterliche Fürsorge und Teilnahme für sie ab. Aber von gereiften Frauen sollte man erwarten können, daß sie ihre Mitmenschen nicht vor allem nach dem äußeren Verhalten beurteilen und behandeln, sondern etwas in den Herzen zu lesen verstehen. Wenn nur echte, aufrichtige Mütterlichkeit den Dienstboten entgegentritt, so freuen sich diese doch, auch wenn sie es sich zunächst nicht merken lassen. Aber wie kalt und herzlos tritt manche „Dame“ den Söhnen und Töchtern ärmerer Stände gegenüber, gibt damit zu den bittersten Empfindungen Anlaß und treibt ihre Dienstboten in einen ungünstig wirkenden Verkehr! Und wie dringend notwendig ist es andererseits, daß die jungen Menschenkinder, die aus dem Elternhause in fremder Leute Dienst gehen, von mütterlich empfindenden Herzen beraten und gepflegt, aber nicht nur als Arbeitskräfte ausgenutzt werden!

Auch allen, die nur gelegentlich in das Haus kommen, von den gleichgestellten Bekannten bis zur Waschfrau und dem Lehrjungen, der Waren abliefert, tut es wohl, wenn ihnen irgendwie edle, warme, mütterliche Gesinnung entgegenweht. Sie werden aus einem solchen Hause immer mit guten Gedanken und Empfindungen scheiden und gern dorthin wieder zurückkehren. Was kann aber an guten Gedanken und Empfindungen aus dem Hause in die Allgemeinheit hinausgehen, wo Dünkel, Herrschbegier oder gefallsüchtige Eitelkeit wohnen oder persönlicher Lebensgenuß das Lebensziel ist? Jede deutsche Frau sollte sich für die Vorherrschaft guter Gesinnungen innerhalb unseres Volkes mitverantwortlich fühlen und darauf achten, daß sie durch ihr Wesen und Leben fördernd und hebend auf ihre Umgebung wirkt. Aber so vielen Frauen und Mädchen liegen solche Gedanken meilenfern. Ihr Denken und Streben geht über den engen Kreis der Familie, oft über das eigene persönliche Wohl nicht hinaus. Die schmerzlichen Beobachtungen und ernsten Klagen, die darüber in den letzten Jahren gerade aus der Frauenwelt vielfach laut wurden, sind jedoch wohl Anzeichen einer sich anbahnenden Besserung.

* * *

Mütterlichkeit — jedem Mädchen ist sie angeboren, weil sie eben der von Gott bestimmte Beruf des Weibes ist. Das Hüten und Pflegen der Puppen ist dem kleinen Mädchen das liebste Spiel. Aber jede natürliche Anlage muß ausgebildet werden; sonst verkümmert sie.

Im Hause ist das Vorbild der Mutter der wichtigste Erzieher. Um so wichtiger ist ein gutes Vorbild für Mädchen, als diese unselbständiger sind, als die Knaben, unkritischer und zu blinder Nachahmung geneigt. Doch zum Vorbild der Mutter komme noch klare, tiefgehende Überlegung und treue Erziehungsarbeit. Von Anfang an werde das Mädchen angehalten, für die Familie mitzusorgen und selbst möglichst geringe Ansprüche zu stellen. Früh bekomme es im Hauswesen kleine Ämter zu selbständiger Verwaltung und lerne an ihnen, sich unter Pflichten zu beugen. Früh werde in ihm der edle Stolz geweckt, nie sich auf Kosten anderer zu schonen oder zu vergnügen. — Doch weder in der eigenen Familie noch Fremden gegenüber soll das Mädchen oder die Frau dem gutmütigen Schafe gleichen, auf dessen Kosten sich Selbstsüchtige ein behagliches Leben bereiten. Darum lerne es auch, zur rechten Zeit ein entschiedenes „Nein“ zu sagen. Für das Leben, wie es wirklich ist, werde das Mädchen von den Eltern erzogen! Zu einer Persönlichkeit, die innerhalb wie außerhalb ihrer Familie zwar in vornehmer, großherziger Selbstlosigkeit, aber in freier Selbstbestimmung wirkt.

In den entsprechenden Bahnen gehe die Erziehungsarbeit der Schule. Wohl braucht in allen Ständen jetzt die Frau und das Mädchen ein weiteres und tieferes Wissen als früher, mehr Blick für die Wirklichkeiten des Lebens, mehr Energie zum Hinstreben auf feste Ziele, mehr Pünktlichkeit, mehr Mut und Geschick zur Selbsthilfe. Mit Recht ist im letzten Jahrzehnt aus dem Unterricht der Knaben vieles in das Mädchenschulwesen übernommen wor-

den. Aber die tiefe Verschiedenheit der Anlagen wie der Bestimmung und Ziele der beiden Geschlechter darf nie aus dem Auge gelassen werden. Der Lernstoff, wie die Lehrmethode dürfen in den beiden Schularten nicht schablonenmäßig gleich sein. Bei aller Anerkennung der letzten preußischen Mädchenschulreform wird die Zukunft sicher manches streichen, was z. B. im Rechnen der Lehrplan der höheren Mädchenschulen fordert. Und sicher können und müssen andererseits die heranwachsenden Mädchen noch viel eingehender und tiefer, als es die Lehrpläne vorsehen, in die Geisteswelt der großen Helden und Heldinnen unseres Volkes eingeführt und viel entschiedener mit dem lohenden Willen erfüllt werden: „Ich will als ein lebendiges Glied meines Volkes in meiner Familie eine zielbewußte Vertreterin deutschen Wesens sein!" Die Mädchen zu befähigen und zu begeistern, später als Erwachsene für den wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und religiös-sittlichen Fortschritt unseres Volkes ihrer Eigenart entsprechend nicht eine lastende Bürde, sondern eine schaffende Kraft zu sein, das ist die Aufgabe der deutschen Mädchenschule.

Vor allem ist es wichtig, daß nach den Schuljahren die Mädchen sich dauernd in mütterlichem Empfinden und Wirken praktisch betätigen. Aber vielen erstirbt dann in einem untätigen, pflichten- und verantwortungsarmen Leben oder unter Arbeiten, die dem Frauengemüte nicht entsprechen, der mütterliche Sinn. Besonders die größeren Städte sind an Frauen und Jungfrauen reich, die sich innerlich nicht nach der Richtung ihrer von Gott gegebenen

Anlagen und der Bestimmung der weiblichen Natur entwickelt haben.

In allen Ständen, in denen die erwachsenen Töchter auf Gelderverdienst angewiesen sind, sollten die Eltern ihre Kinder möglichst nicht in Fabriken, Geschäfte, Kontore geben, sondern in Familien, wo es Hausarbeit zu tun und Kinder zu warten gibt. Lehrer und Seelsorger, Stadt- und Staatsbehörden sollten die weibliche Hausarbeit in der öffentlichen Meinung mit allen erdenklichen Mitteln zu heben und auch für Töchter höherer Stände begehrlich zu machen suchen. Frische, junge Mädchen tagein tagaus in Schreibstuben zwischen Akten und Kassenbüchern, Schreibmaschinen und Fernsprechern oder in Bibliotheken zwischen vergilbenden Bänden oder in Fabriksälen zwischen stampfenden und ratternden Maschinen — das ist ein trauriger Anblick, an den wir uns nie gewöhnen dürfen. Nur als „weibliche Notstandsarbeiten“ können diese und viele andere Arbeiten, unter denen jetzt Frauen und Mädchen an Leib und Seele verkümmern, geduldet werden. Mögen durch energische, möglichst umfangreiche Ausschaltung der billigen Frauenarbeit aus den Fabriken, Schreibstuben, Schalterräumen die Waren etwas teurer und die Steuern etwas höher werden, — unser Volk, das für Alkohol, Tabak, Reisen usw. Milliarden ausgibt, kann solche Opfer tragen und würde für solche Opfer durch eine gesundere Entwicklung und Lebensführung ungezählter Frauen und Mädchen reichlich belohnt. Es ist eine unser ganzes Volk angehende bedenkliche Erscheinung, daß jährlich die Zahl der Dienstmädchen, Stützen, über-

haupt Hausbeamtinnen, abnimmt, obwohl die Zahl der Haushaltungen stetig wächst. Andererseits kann es einem ins Herz schneiden, wenn man vor Zeitungsdruckereien oft ganze Scharen von Männern und jungen Burschen warten und sich dann auf die angekündigten freien Arbeitsstellen stürzen sieht, oder, wenn man hört, daß tüchtige junge Männer nicht heiraten können, verheiratete Männer in größten Sorgen schweben, weil die billigere Frauenarbeit sie stellenlos machte. In welcher Weise mit der Tätigkeit vieler Mädchen in unweiblichen Berufszweigen noch andere schlimme Zeiterscheinungen wie die zunehmende Zahl der Ehescheidungen, der unehelichen Kinder und die abnehmende Zahl der ehelichen Geburten zusammenhängt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Aber auch die Eltern, deren Töchtern stets ein reichliches Auskommen gesichert ist, sollen ihre Kinder in eine ernste, der weiblichen Natur entsprechende Arbeit hineinstellen. Denn der Mensch braucht nicht nur einen Lebensunterhalt, sondern auch einen Lebensinhalt. Die schon alte Forderung, daß jedes Mädchen nach den Schuljahren außerhalb des Elternhauses eine mindestens zweijährige Dienstzeit in häuslichen und mütterlichen Pflichten durchmacht, falls es nicht auf Grund besonderer Gaben sich für einen besonderen Beruf vorbereitet, muß immer wieder gestellt werden. Die äußere Form, unter der sich eine solche Dienstzeit der Töchter höherer Stände vollzieht, ob in Familien oder in familienartigen Anstalten, ob gegen Bezahlung usw., wird sich von selbst finden, sobald die

öffentliche Meinung energisch eine zielbewußte Ausbildung der Mädchen fordert, und die Mädchen wenigstens zu einem sehr erheblichen Teile nach der Ausbildung, die sie erhielten, beurteilt. Dem üblichen Pensionsjahre, zu dem wohlhabende Eltern ihre Töchter in das Ausland oder landschaftlich bevorzugte Orte unseres Vaterlandes schicken, fehlt in den allermeisten Fällen der zielbewußte Ernst und der streng das Pflichtgefühl anspannende und stärkende Zwang. Kommen dann nach solchen Ausbildungs- und Dienstjahren die Töchter der wohlhabenden Kreise in das Elternhaus zurück, und bietet dieses für sie nicht das Leben voll ausfüllende Pflichten, dann gehören sie als arbeits- und opferwillige Helferinnen in die vielgestaltige Kampfesarbeit, welche Orts- und Kirchengemeinden, Anstalten und Vereine, auch einzelne Menschenfreunde und Menschenfreundinnen gegen die Sünde und Not in Stadt und Land führen. Die öffentliche Meinung muß es als verächtlich brandmarken, wenn die Töchter der höheren Stände mit Sport, Lektüre, Familienbesuchen oder nur Scheinarbeiten ihre Tage hinbringen. Bis zum Überdruß ertönt immer wieder von den wichtigsten Arbeitsfeldern helfender, pflegender, beratender Nächstenliebe die Klage, daß die notwendigen freiwilligen Helferinnen fehlen, und daß sehr vielen, die sich anfangs willig zeigten, die Arbeitslust schwindet, sobald die Mühe anfängt oder es gilt, Sportsfreuden, Reisen, Geselligkeit usw. etwas einzuschränken. Viele notwendige Samariterwerke an armen Kindern, an Leidenden, Vereinsamten, sittlich Gefährdeten müssen unterbleiben oder können nur

unvollkommen getan werden, weil den Töchtern unserer höheren Stände nicht die Freude an mütterlich pflegendem und helfendem Wirken und das Verantwortlichkeitsgefühl für ihre um sie wohnenden Mitmenschen anerzogen ist. An den meisten Orten ist es sogar schwer, zur Mithilfe bei den sonntäglichen Kindergottesdiensten eine genügende Zahl junger Mädchen zu gewinnen.

Seit Jahrzehnten beschäftigt die Weitererziehung und Fortbildung der schulentlassenen männlichen Jugend sehr ernst die Staatsbehörden und viele Volksfreunde. Auch die Entwicklung der schulentlassenen weiblichen Jugend — und zwar aller Stände — darf nicht dem Zufall überlassen bleiben. Auch die weibliche Jugend gehört nicht nur ihren Familien, sondern zugleich dem Vaterlande. Wie die Familien sich an den noch vor vier Jahrhunderten vielfach als ganz abenteuerlich empfundenen und hart befehdeten Gedanken einer allgemeinen Schulpflicht der Mädchen gewöhnt haben, so müssen und werden sie sich auch daran gewöhnen, daß zum Wohle des Vaterlandes auch noch nach den Schuljahren ihren Töchtern Pflichten auferlegt werden. Die Stadt Berlin steht bereits unmittelbar vor der Errichtung weiblicher Fortbildungsschulen, welche jedes Mädchen bis zum vollendeten siebzehnten Lebensjahre besuchen muß. Der Einsicht und der Selbstlosigkeit der Mütter, in deren Händen meist die Erziehung der Töchter liegt, ist, wie die tägliche Erfahrung genugsam lehrt, nicht unbedingt zu vertrauen.

* * *

Von drei Seiten wird die deutsche Mütterlichkeit durch das Ausland bedroht:

Von den romanischen Völkern droht unseren Frauen und Mädchen ständig die Gefahr, in einem „Damen“-Dasein ihres Lebens Inhalt und Ehre zu suchen. Schon das Wort „Dame“ (lat. domina = Herrin) ist undeutsch; vor allem aber der Geist, der in diesem Worte seinen Ausdruck findet. Daß innerhalb und außerhalb ihres Hauses sich die Frau als „Herrin“ fühlt, selbstgefällig sich in den Vordergrund stellend und anspruchsvoll für sich Dienste fordernd, — das widerspricht dem deutschen Mannes- und Frauenempfinden ebenso schroff, wie der natürlichen Veranlagung und Bestimmung des Weibes. Das Entsprechende gilt von dem Worte „Kavalier“ und der Rolle, welche dieses Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung dem Manne zumutet. Aus dem undeutschen und unchristlichen Damenideal ist für einzelne und für ganze Familien schon sehr viel Leid gewachsen. Kein Wunder; „ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen“. Daß damit gegen rücksichtsvolle Höflichkeit, zuvorkommendes, hilfsbereites Wesen, aufrichtige Achtung gegen Frauen und Mädchen nichts gesagt sein soll, ist selbstverständlich. Aber es sei nicht verschwiegen, daß von Achtung vor der weiblichen Ehre erfahrungsgemäß oft die Männer, die als „Kavaliere“ am meisten glänzen, in Wahrheit das wenigste besitzen. Wenn die Frauen und Mädchen immer wüßten, was für ein gemeines, jeder Achtung vor Frauenehre Hohn sprechendes Privatleben mancher von ihnen bevorzugte „Kavalier“ führt... Und wenn doch die Frauen und Mädchen,

die von solchem unwürdigen Privatleben wissen, durch Gebärde und nötigenfalls durch Worte keinen Zweifel lassen wollten, daß ihnen der sittlich ernste, zu undeutschen Salonerfolgen zu stolze Mann hundertmal höher steht als der „Kavalier“! — Das Wort „Dame“ wird sich nicht mehr aus dem deutschen Wörterbuche streichen lassen. Aber alle Eltern mögen doch um ihrer Kinder, ihrer selbst und um der inneren Gesundheit unseres Volkes willen früh sorgen, daß ihre Töchter nicht dem so viel Unheil anrichtenden französischen „Damen“-Ideal verfallen. Und die Männer sollen offenkundig noch viel mehr, als bereits geschieht, in ihrem Verkehre die mütterlich empfindenden Frauen und Mädchen vor denen bevorzugen, die sich in einem selbstsüchtigen „Damen“-Dasein gefallen. — Nicht eine „Herrin“, die gefeiert und bedient zu werden verlangt, sei innerhalb wie außerhalb der Familie die Frau, sondern der gute, liebewarme Geist, vor dessen innerem Adel sich von selbst jeder beugt. Das ist die alte deutsche Auffassung und zugleich die christliche Auffassung von der Stellung der Frau im Hause und im Verkehr. Der Weg zu dieser hohen Stellung aber heißt: — deutsche Mütterlichkeit.

Von Nordamerika her droht unseren Frauen und Mädchen die Gefahr, sich in einem forschen Draufgängertum, in keckem Hinwegschreiten über alte Schranken und Sitten zu gefallen. Ohne Zweifel hat die neue Welt jenseits des Ozeans unserem Volke zum Teil sehr gute Dienste erwiesen, daß sie den Anstoß gab, mit allerlei Anschauungen und Schranken zu brechen, die früher das Frauenleben einengten.

Wohl das meiste, das in der Gesetzgebung, Ausbildung, Bewegungsmöglichkeit usw. in den letzten Jahrzehnten zur „Befreiung der Frau“ geschah, ist nur zu begrüßen. Das alte Klagelied von den „Sklavenketten der Frau“ sollte nunmehr verstummen. Es ist angesichts von mancherlei Zeiterscheinungen jetzt lieber ganz anderen Gedanken Raum zu schaffen. Vorsicht mit dem Einreißen alter Schranken! Mit alten Sitten schwindet leicht auch ein Stück guten Geistes! Und alte Sitten, über die in der Theorie ein überlegenes Spötteln sehr wohlfeil ist, sind im praktischen Leben gelegentlich ein recht guter Schutz gegen Fehltritte und Leiden. Das haben schon viele Frauen und Mädchen zu ihrem Schmerze erfahren. Dem Manne ist es nach seiner Eigenart ein Bedürfnis und nach seiner Bestimmung eine Pflicht, sich frei in das Weltgetriebe zu stellen und mit allem auseinanderzusetzen, was das Leben umschließt. Die Frau wird nach ihrer Eigenart auf eine andere Weise eine in sich befriedigte, segenbringende Persönlichkeit, eben durch — deutsche Mütterlichkeit.

Eine dritte ausländische Gefahr droht der deutschen Frauenwelt von den nordischen Ländern her: der Wahn, als läge in dem Besitz buchstäblich derselben Rechte, wie sie seit Urzeiten der Mann hat, ihr Lebensglück und der Völker Heil. Der Frau soll schlechterdings jede Tätigkeit offenstehen, die Männer ausüben; sie soll sogar leitend an die Spitze jeder Behörde treten können; sie soll vor allem in der Kirche, der Stadtgemeinde und dem Staate an jedem Wahlrechte teilnehmen. Noch hat in unserem Volke

der Kampf um solche Rechtsgleichheit der Frau mit dem Manne nicht die wilden, unwürdigen Formen angenommen, wie die Zeitungen aus England berichten. Aber auch in der deutschen Frauenwelt gibt es schon recht erhitzte Gemüter. Allerdings, mit nur geringen Ausnahmen, nicht unter den Gattinnen und Müttern. Wie in England handelt es sich auch in unserem Volke ganz im wesentlichen nur um eine „Fräuleinbewegung“. Würden die Ziele der Frauenrechtlerinnen erreicht, dann würde der merkwürdige Fall eintreten, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Frauen und zwar gerade die, welche am meisten mit dem Leben vertraut sind und für das Volk die wichtigste Arbeit leisten, Rechte erhielten, die sie gar nicht wünschen, ja für verhängnisvoll halten. Leider tritt in dem Kampfe um die Rechte der Frauen eine Tatsache immer mehr zutage, die sehr bedenklich ist: daß innerhalb der Frauenwelt zwischen der Lebensauffassung sehr vieler Unverheirateter und der Verheirateten eine tiefe Kluft liegt, so daß beide sich oft kaum noch verstehen. Vielen Unverheirateten droht der Blick für den Wert der häuslichen Arbeit, für den Adel, der die rechte Gattin und die rechte Mutter ziert, ja das weibliche Taktgefühl und die für die Frau besonders wichtige Selbstzucht abhanden zu kommen. Es wurde dringend notwendig, daß gegen die unpassende Bevormundung durch Unverheiratete und gegen das aufdringliche Gebahren, als hätten diese die deutsche Frauenwelt zu vertreten und ihr erst einmal die rechten Wege zu zeigen, sich endlich die Gattinnen und Mütter wehrten. — Das leidenschaftliche, unsachliche Auftreten sehr vieler Frauenrecht-

lerinnen läßt übrigens zur Genüge ahnen, was unser Volk erleben würde, wenn die Frauen in die politischen usw. Wahlkämpfe mit einträten oder in leitende, öffentliche Stellungen gelangten. Die Weltgeschichte aber lehrt, daß stets mit der Herrschaft männlicher Weiber der Niedergang der Völker begann. — —

Das bekannte dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes, das „Hohelied der Liebe", sollten unsere Mädchen zu unverlierbarem Besitz in folgender Form lernen: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntnis, und wenn ich dem Manne gleich wäre in allen Rechten und allem Können, und hätte der Mütterlichkeit nicht, so wäre mir's nichts nütze und wäre ich anderen nichts nütze."

Lehrjahre sind keine Herrenjahre.

Die meisten Männer, die auf ihrem Arbeitsgebiete Gutes leisteten und vor allem durch ihr Wesen und Leben vorbildlich wirkten, haben eine ernste, pflichtenreiche Jugend gehabt. Aus jedem Lande und Stande lassen sich hierfür leicht Beispiele anführen.

Friedrich der Große wurde, was er wurde, zu einem wesentlichen Teile durch die feste, allerdings oft zu feste Hand seines Vaters. Kaiser Wilhelm I. reifte durch das herbe Leid, das in seiner Jugend über sein Elternhaus und Vaterland kam, zu dem sittlichen Charakter heran, als der er immer in unserem Volke fortleben wird. Moltke und Roon gewannen in einer recht entbehrungsreichen Knaben- und Jünglingszeit den Lebensernst und die bedingungslose Pflichttreue, durch die sie später unserem Volke zum Segen wurden. Adolf Menzel, wohl der bedeutendste Maler des neunzehnten Jahrhunderts, zeichnete in seiner Jugend Flaschenetiketten und Vignetten für Preisverzeichnisse, um nicht zu hungern, und Alfred Krupp, dessen Eisenwerke der Stolz unseres Volkes sind, sagte einmal von seiner Jugend: „Von meinem vierzehnten Lebensjahre an hatte ich

bei Tage die Sorgen und die Arbeit eines Familienvaters, bei Nacht Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit lebte ich oft bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernste eines bedrängten Familienvaters, und fünfundzwanzig Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich eine leidliche Existenz errang." Und wenn man sonst in die Jugendzeit tüchtiger Kaufleute und Handwerksmeister sieht oder sich von Beamten, die wegen ihrer Zuverlässigkeit und Arbeitsfreudigkeit geschätzt werden, über ihre Lehrjahre erzählen läßt, so hört man immer wieder, daß sie streng gehalten wurden, früh ernste Pflichten übernehmen und sich an Entsagungen gewöhnen mußten. Dabei erzählen sie stets, falls nicht geradezu Härte ihre Jugendjahre trübte, mit unverkennbarem Stolze und aufrichtiger Dankbarkeit von der strengen Schule, durch die sie gehen mußten.

Andererseits führt die Frage, warum viele Männer und Frauen trotz unleugbarer Gaben im Leben nichts Rechtes leisten und kein Vorbild für ihre Umgebung wurden, in den allermeisten Fällen in eine zu weichliche Jugendzeit zurück. Sie durften sich ihren Neigungen und Launen ungehindert hingeben, stießen zu wenig auf Schwierigkeiten, an denen sie ihre sittliche Kraft üben konnten, hatten zu wenig Pflichten zu tragen. Ihre berufenen Erzieher waren bei ihrer Erziehungsarbeit zu einer straffen Zügelführung entweder unfähig oder zu bequem oder standen im Banne falscher Erziehungsgrundsätze. Viele Männer und Frauen haben im späteren Leben ihren Erziehern für solche Nachsicht

keineswegs gedankt und nicht etwa von einer „goldenen“ oder „sonnigen“ Jugendzeit gesprochen, sondern geklagt, daß ihnen durch eine falsche Erziehung das Leben verpfuscht sei. Andere aber, die solche Opfer einer schlaffen, weichlichen Erziehung beobachteten, dachten wohl im stillen an eine köstliche Szene in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“. Jung-Bauschan, der Hund des bequemen, schlaffen Jung-Jochen, wird darin wegen seiner Ungezogenheiten von Onkel Bräsig gründlich durchgeprügelt und rettet sich schließlich mit einem Sprunge durch die Fensterscheiben. Da ruft Bräsig dem schlechten Erzieher Jung-Jochen zu: „Da hättest du eigentlich dörchmüssen, Jung-Jochen. Denn was versteht die unverständige Kreatur davon? Schämen sollst du dir, Jung-Jochen! Wer is hier Herr in dem Hus', du oder Jung-Bauschan?“

Das Wichtigste bei der Jugenderziehung ist, den Willen stark zu machen. Der Wille aber wird in Knaben und Mädchen nur stark, wenn eine feste Hand unablässig zu Gehorsam und Pflichttreue, Ordnung und Zucht zwingt.

Von Natur läßt jedes junge Menschenkind willenlos seinen Trieben und Neigungen freien Spielraum, läßt seine Gedanken bald hierhin, bald dorthin wandern, gibt das Arbeiten auf, sobald es anfängt, mühsam zu werden usw. Darum empfindet das junge Menschenkind von Natur jedes Hindernis, auf das sein Begehren stößt, jede Pflicht, um derentwillen es persönliche Wünsche verleugnen oder seine flatternden Gedanken zusammenfassen soll, als etwas Unangenehmes und sucht sich solchem Zwange eben-

so zu entziehen, wie das junge Pferd dem ungewohnten Geschirr.

Doch was hülfe es dem Menschen, so er gelegentlich, falls es ihm einmal behagt, auf einem einzelnen Gebiete etwas Gutes leistet, aber er wäre sonst ein willenloser Sklave wechselnder Neigungen, Stimmungen, Triebe? Auf ein Leben, das wirklich lebenswert war, blickt nur derjenige einmal zurück, der von Jugend auf mit der Energie der Selbstverleugnung Lockungen zu widerstehen, Genüssen zu entsagen, unangenehmen Pflichten gerecht zu werden, die kostbaren Gaben der Zeit und der Anlagen zielbewußt auszunutzen verstand.

Anderen Menschen gegenüber ist aber ein Mensch ohne klaren, festen Willen nie ein Führer, sondern immer nur ein Geführter. Wohl ihm, wenn er nicht in falsche Hände gerät! Menschen ohne klaren, festen Willen sind im Familien- und im Berufsleben oft geradezu eine schwere Last. Aber eine Wohltat und ein Segen außerhalb wie innerhalb der Familien sind Menschen mit zuverlässigem, in den rechten Bahnen sich bewegendem Wollen, mögen sie auch manchmal unbequem sein. Solchen kann man sich anvertrauen. — —

„Lehrjahre sind keine Herrenjahre!“ Ohne unnötige Härte und ohne viel Rederei klinge dieses alte deutsche Sprichwort als eine selbstverständliche Wahrheit durch die Erziehungsarbeit des Elternhauses und der Schule, auch durch das ganze öffentliche Leben in Stadt und Land.

In einfachem, festem Rahmen bewege sich das Leben des Kindes im Elternhause. Unerbittlich

werde die Zeiteinteilung des Tages, die Ordnung in der Kleidung, die Rücksicht auf die Familiengenossen usw. aufrecht erhalten. Mit zielbewußtem Ernste werden neben den Eltern keine Miterzieher geduldet. Wie eine heilige, unverbrüchliche Macht, der sich nichts abschmeicheln und nichts abtrotzen läßt, und welche auch durch keine Verwandten oder Bekannten sich beeinträchtigen läßt, stehe über dem Kinde der wohlerwogene Wille der einmütig gesinnten Eltern. Jedem Kinde ist es nur eine Wohltat, in einem so geregelten Leben zu stehen.

Früh werde das Kind mit kleinen, allmählich sich steigernden Aufgaben und Pflichten für den Familienorganismus betraut. Früh lerne es erkennen, daß es ihm nur dank der Pflichttreue und der Arbeitsmühen der Eltern gut geht. Ohne daß viele Worte gemacht werden, merkt dabei bald das Kind, daß das Leben kein Spiel ist, daß wir Menschen zum Wirken und Schaffen da sind, und daß der Mensch erntet, was er säte. — Werden im Hause Dienstboten gehalten, so lerne das Kind bald, daß diese für die Eltern da sind, und mit zäher Entschiedenheit werde das Kind gewöhnt, möglichst sich selbst zu bedienen. Jeder Befehlston und jede Unehrerbietigkeit gegen Dienstboten ist entschieden zu rügen. Den armen Menschen, der sich in harter Arbeit um das tägliche Brot ehrlich müht, muß von früh an das Kind höher achten lernen als den Müßiggänger, der nur von ererbtem Besitze lebt. Daß nur der Mensch Rechte beanspruchen darf, welcher seinen Pflichten nachgekommen ist, muß ihm in Fleisch und Blut übergehen. Die schlimme menschliche Neigung, auf *Rechte* zu

dringen, aber die sie begründenden Pflichten gering zu schätzen oder ganz zu übersehen, ist erfahrungsgemäß im häuslichen, im Erwerbs- und im staatlichen Leben vorzugsweise die Quelle von Zank und Streit, Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit.

Die Freuden der Kinder seien einfach und sorgfältig ihrer Altersstufe angepaßt. Möglichst sollen die Eltern an diesen Freuden teilnehmen. Nicht englischen Sport mit seinen Übertreibungen und Lächerlichkeiten treibe unsere Jugend, sondern deutsche Spiele. Wirtshäusern, Ballsälen, Luxusbädern usw. hat die Jugend, auch wenn sie schon über das Kindesalter hinaus ist, fern zu bleiben. In das Theater gehören nur reifere Jünglinge und Mädchen, und auch diese nur in ausgewählte Stücke. Aufmerksam ist auch die Lektüre von Zeitungen und Büchern zu überwachen.

Vor allem ist in dem gefährlichen Alter, das man das „Zwischenland" nannte, wo der Jüngling dem Manne, das Mädchen der Jungfrau entgegenreift, auf die Freuden, den Umgang, die Lektüre zu achten. Nur langsam soll die Jugend in die Welt der Erwachsenen eingeführt werden. Das Leben der Erwachsenen frühzeitig vorwegzunehmen, bringt sicher keinen nennenswerten Nutzen, meist aber empfindlichen Schaden für den Geist und den Körper. Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Behauptung des großen Menschenbeobachters Schopenhauer, daß es für einen jungen Menschen ein schlechtes Zeichen sei, wenn er sich recht früh im Tun und Treiben der Erwachsenen zurecht zu finden und unter ihnen sicher zu

bewegen wisse. Dies künde Gemeinheit an. Dagegen deute ein gewisses zaghaftes, tastendes, ja ungeschicktes Benehmen oft auf Naturen edlerer Art. Aus dem gleichen Beobachten und Empfinden heraus lehnen im praktischen Leben menschenkundige, lebenserfahrene Vorgesetzte, wenn sie die Wahl haben, gern den auffallend gewandten und weltmännisch sicheren Jüngling ab und nehmen lieber einen weniger weltkundigen, wenn auch etwas ungeschickten Bewerber in ihren Dienst. Die weltmännische Gewandtheit vieler jungen „Herren" und „Damen", die in tausend Äußerlichkeiten aufgehen, in ihren Gesprächen, Umgangsformen, Freuden und Genüssen blind und ohne die geringste Eigenart die Erwachsenen nachahmen, im Sport und Flirt die Bestimmung ihres Lebens sehen, hat in der Tat nur etwas Abstoßendes und läßt auf keine guten Lebensfrüchte hoffen.

Wohl macht die Erziehung der Kinder den Eltern, die es damit ernst nehmen, oft den Kopf warm, und wohl ist es oft eine schwere, ja bittere Aufgabe, gegen den irrenden Willen der Kinder anzugehen, ihnen saure Pflichten aufzuerlegen oder unverständige Wünsche zu versagen. Und auf manche gesellige usw. Freude werden die Eltern, die es mit ihren Pflichten gegen die Kinder ernst nehmen, verzichten müssen. Aber wie viele echte, tiefe, dauernde Freuden, mit denen sich die Freuden äußeren Wohllebens kinderarmer Familien nicht entfernt messen können, wachsen doch zwischen den Mühen und Sorgen ernster, pflichttreuer Kindererziehung! Und wie arm und öde ist meist der Lebensabend derer, die zu

den Mühen der Kindererziehung nicht die innere Kraft aufbrachten! „Wollest Menschen für den größten Reichtum halten!“ Dieser Rat eines preußischen Königs an seinen Nachfolger ist nicht nur für den Herrscher eines Volkes gut. — —

„Lehrjahre sind keine Herrenjahre!“ Auch die Schule hat sich entschieden, allen anders gerichteten Strömungen entgegen, auf diesem bewährten Standpunkte zu halten.

Sie soll tüchtige Anforderungen an die Kräfte der Schüler stellen, und zwar mit dem ausgesprochenen Ziele, dadurch vor allem erzieherisch den Willen zu bilden. Und die Schüler selbst beurteile sie vor allem nach ihrer Pflichttreue, ihrer Freudigkeit, auch bei lästigen Arbeiten auszuharren, ihrer Energie zur Selbstverleugnung. Den Schülern und Schülerinnen, welche nicht zu voller Zuverlässigkeit in ihren Pflichten heranreiften, werde unnachsichtig die Bescheinigung erfolgreich verbrachter Schulzeit verweigert. Es muß unserer deutschen Jugend in Fleisch und Blut übergehen, daß charaktervolles Aushalten auf dem anbefohlenen Posten ein weit höheres Heldentum ist, als gelegentlich im Schwung der Begeisterung einen kühnen Schritt zu tun, und daß die innere Kraft zu solchem Ausharren ein weit notwendigerer und schönerer Besitz für das Leben ist, als gelehrtes Wissen und technische Fertigkeiten. Erzieht ein Lehrer seine Schüler zu diesem Heldentum, dann hat er für den Schüler, für die Familie des Schülers und für unser Volk Großes geleistet. Ein solcher Lehrer, der vor allem die sittliche Charakterkraft zu bilden sucht, wird bei dem Durchschnitt seiner

Schüler naturgemäß wenig beliebt sein. Aber später werden die gereiften Männer ihm in ihren Herzen recht geben und in seiner Art zu ihren eigenen Kindern sprechen.

Wer im Schulwesen erfahren ist, weiß, welche großen Schwierigkeiten der Schule oft der Unverstand und die Selbstsucht vieler Eltern, vor allem vieler Mütter, bereitet. Der Kundige weiß, wie sehr in allen Schulgattungen unter solchen Schwierigkeiten Lehrer leiden können, und wünscht immer wieder den Lehrern für ihren besonders schweren Beruf statt solcher Schwierigkeiten eine freudige, vertrauens- und verständnisvolle Unterstützung durch das Elternhaus.

Wie manche Eltern bewerten die ernste Behandlung der kleinen Schulsünden durch die Lehrer als lächerliche, pedantische Kleinigkeitskrämerei! Manche Eltern sogar vor den Ohren ihrer Kinder! Sie seien an das Wort erinnert, mit dem im Jahre 1877 Kaiser Wilhelm I. seinen erstgeborenen Enkel in die Armee einstellte: „Es werden dir im Dienste manche dem Anscheine nach unbedeutende Dinge entgegentreten, die dir vielleicht auffallen; aber du wirst lernen, daß im Dienste nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau feststehen soll.“ Diese Weisheit gilt auch für den Dienst des Schülers in der Schule und für den Aufbau einer zuverlässigen, charaktervollen Persönlichkeit. — Manche Eltern, auch gutmütige Verwandte und Hausfreunde stellen ferner vor den „armen, geplagten“ Kindern diese und jene Kenntnisse, welche die Schule fordert, als für das

praktische Leben unnütz hin. Gewiß, ob der Erwachsene noch alle Lieder, Vokabeln, mathematischen Lehrsätze usw., mit denen er sich in der Schule abquälte, genau oder gar nicht mehr weiß, ist meist von recht geringer Bedeutung; aber sehr bedeutsam ist für ihn, ob er unter den Schulforderungen zu der Willenskraft, Pflichttreue und Zuverlässigkeit herangereift ist, wie sie das Leben nun einmal fordert. — Und wie viele Eltern machen die Schule für das körperliche Nichtgedeihen ihrer Kinder verantwortlich, singen das beliebte Lied von „Überbürdung" und sehen nicht, wie sie selbst allein es sind, die das Kind schädigen! Wohl alle einigermaßen normalen Schüler und Schülerinnen können ohne Schädigung ihrer Gesundheit den Schulforderungen nachkommen, wenn die Eltern stetig und entschieden auf die rechte, gesunde, einfache Kost, auf genügenden Schlaf und auf Vergnügungen achten, die wirkliche Erholung, nicht aber Anstrengung bieten.

Für die Eltern habe die Schule immer ein offenes Ohr, aber nicht immer ein willfähriges, nachgiebiges Herz. Die Schule hat auch sehr ernste Pflichten gegenüber der Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes. Die Weltgeschichte lehrt unverkennbar, daß Manneskraft, Seelenstärke und Geistesgröße nur unter den Völkern blühten, welche die Jugend durch straffe, ernste Schuljahre gehen ließen. — —

„Lehrjahre sind keine Herrenjahre!" — Nach diesem Grundsatze behandle überhaupt das ganze öffentliche Leben die heranwachsende Jugend.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben Staats-

und Ortsbehörden allerlei Verordnungen erlassen, um die Jugend von Vergnügungen und Genüssen, für die sie noch nicht reif ist, fernzuhalten. Diese Verordnungen müssen bei den Erwachsenen aller Stände sinngemäße und tatkräftige Unterstützung finden. Kein Erwachsener hat das Recht zu sagen: „Was gehen mich die Kinder anderer Leute an?" Es heißt, sich an der Jugend und an dem allgemeinen Volkswohle versündigen, wenn Erwachsene aus Furcht oder Bequemlichkeit oder gar Geschäftsinteresse nicht nach Möglichkeit gegen offenbare Verfehlungen junger Leute einschreiten.

Vor einigen Jahren bestellte in einem Gasthause einer kleinen Stadt ein junger Kaufmann in früher Morgenstunde ein Glas Bier. Der Wirt verweigerte es ihm mit den Worten: „Man trinkt erst Bier, wenn man seine Tagesarbeit getan hat!" Das heißt, sich zu der heranwachsenden Jugend stellen, wie es das allgemeine Wohl erfordert. Oder Achtung dem Manne, der sofort eingreift, wenn junge Leute den Anstand gegen Frauen und Mädchen vergessen oder sich über Autoritäten in dem Staate, der Kirche, dem Heimatorte absprechende Urteile erlauben. Nicht weniger lobenswert ist es, daß gegen den herausfordernden Luxus, den in Universitätsstädten manche Studentenverbindungen treiben, die „alten Herren" energisch vorgehen wollen. Wenn die Jugend sich unter der stillen Aufsicht der Erwachsenen weiß, dann wird sie sich vor Ausschreitungen hüten.

Bis in die Gespräche untereinander muß bei allen Erwachsenen das Verantwortlichkeitsgefühl für die heranwachsende Jugend unseres Volkes gehen. Vor

junge Leute gehört keine Kritik über öffentliche Zustände oder über Autoritäten, von deren Wirken unseres Volkes Wohl abhängt. Sonst wird in der Jugend der Sinn für Gesetzlichkeit und Ordnung geschädigt und ein blasierter, vorlauter Kritizismus großgezogen. Kritik, welche reife, lebenserfahrene, ihrer Verantwortlichkeit sich bewußte Erwachsene üben, ist etwas Gutes und Notwendiges; aber die Urteile von Jünglingen und Mädchen, die kaum das zweite Jahrzehnt erreichten, können noch keinen Wert haben. In früheren Jahrhunderten war es der Jugend einfach verboten, im Kreise Älterer ungefragt den Mund zu öffnen. Dieses Verbot ist einseitig, engherzig, schablonenhaft. Die Älteren sollen in der Gegenwart und unter freier Beteiligung der Jugend vielmehr nur reden, was den jungen Herzen zur Vertiefung ihrer Gottesfurcht, Sittenstrenge, Pflichttreue und Vaterlandsliebe dient.

Nicht selten ist in früheren Zeiten der gute, deutsche Grundsatz: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre" übertrieben worden. Manches junge Herz wurde zu tief gebeugt, so daß es sich nie wieder zu frischem, frohem Lebensmut aufrichtete; manches junge Gemüt wurde unter unnötigen harten Zumutungen verbittert; auch wurde mancher junge Körper durch zu schwere Mühen und Entbehrungen für immer geschädigt. Darum klingt aus den Schriften der großen Erzieher früherer Jahrhunderte immer wieder der Ruf nach Sonnenschein für die Jugend.

Doch straffe, zielbewußte, den Willen schulende Energie und herzliche Freundlichkeit sind in der Erziehungsarbeit keine Gegensätze. Weder „Herren-

jahre“ noch Sklavenjahre sollen und brauchen die Lehrjahre sein.

Es ist traurig, wenn später der Erwachsene sich seiner berufenen Erzieher wie launischer oder eifersüchtiger oder herzloser feindlicher Mächte erinnert. Es ist ebenso traurig, wenn er ihrer als bequemer, schlaffer, pflichtvergessener Leute gedenkt, durch deren Schuld seine Kräfte und Anlagen nicht zur rechten Entwicklung gelangt sind. Aber ist ihm durch ihr Vorbild und ihr Wirken in einer fröhlich-ernsten Jugendzeit ein starker, auf das Gute und Edle fest gerichteter Wille und eine ausgiebige Leistungsfähigkeit gewachsen, dann segnet er die längst Heimgegangenen noch voll Dankbarkeit in seiner Todesstunde.

Nimm Dein Teil Mühsal auf Dich!

(Nachwort.)

Diese Überschrift ist ein Bibelwort*). So schrieb am Ende seiner Tage der greise Apostel Paulus an seinen Schüler Timotheus. Damals litt die junge Christenheit schwer unter Verfolgungen. Wohl die meisten hätten unter den gleichen Verhältnissen an einen wie einen eigenen Sohn geliebten Freund anders geschrieben, hätten ihm gewünscht, daß sich die Zeiten bald bessern möchten, hätten ihm geraten, sich zu schonen und zu sichern. Doch der Apostel Paulus schreibt: „Mein lieber Sohn, es ist jetzt für unsere gute Sache eine harte Zeit. Komm zu uns; wir brauchen tüchtige Kämpfer. Es wird natürlich allerlei Wunden geben, aber nimm Dein Teil Mühsal auf Dich! Das ist Deine Pflicht, Deine Ehre und Dein Glück!" Wahrlich, das war männlich gedacht und groß empfunden und war zugleich klug. Nur das Leben, das eine heroische Linienführung hat, ist das rechte Leben. „Und setzt Ihr nicht das Leben ein..."

Wie es für jedermann Pflicht ist, Ehre und Glück, für die Sache des christlichen Glaubens „sein Teil Mühsal auf sich zu nehmen", das wird in Predigten, Erbauungsbüchern und kirchlichen Zeitungen gesagt. Am Schlusse dieses Büchleins soll mit dem Apostel-

*) 2. Timoth. 2, 3 sinngemäß übersetzt.

worte auf die vaterländischen Pflichten hingewiesen werden, die jeder hat, der sich zu unserem Volke rechnen darf. Wie ein hochragender Edelbaum, der für jeden einzelnen reiche Früchte bringt, steht unser Volk da. Doch dieser Baum will unablässig gegen Unverständige und Böswillige geschützt, will genährt, auch von abgestorbenen Zweigen gereinigt sein. Von solcher Arbeit „nimm Dein Mühsal auf Dich“!

Mehr als in früheren Jahrhunderten hängt das Gedeihen unseres Vaterlandes davon ab, daß alle Stände, Schichten, Gruppen innerhalb unseres Volkes untereinander in den Grundüberzeugungen und in der Grundrichtung ihres Wollens einig sind. Hat unser Volk von seinen Fürsten das Recht gefordert, an der Landesgesetzgebung mitzuwirken, so muß es zu solcher Mitregierung auch fähig und einig sein. Mögen die einzelnen Stände und Gruppen in besonderen Heerhaufen dahinziehen; untereinander sei dieselbe Marschrichtung, stille, enge Fühlung und zu jeder Hilfe opferfreudige Bereitschaft, wie zwischen den getrennt marschierenden Bataillonen eines Regimentes. Mag auch jede einzelne Volksschicht entschieden auf ihre Rechte halten und für sich eine immer bessere Lebenshaltung erstreben; es geschehe dies immer nur so, wie in einer Familie gut geartete, verständige Geschwister auf ihre Einzelrechte halten, d. h. nie auf Kosten eines Bruders oder der ganzen Familie. Das altchristliche Leitwort für die rechte Gesinnung innerhalb der Kirchengemeinschaft: „In dem Notwendigen Einheit, in dem Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe!“ muß in das

Vaterländische übersetzt und in der deutschen Volksgemeinschaft bewußt gelebt werden.

In unserem Volke eine deutsche Gesinnungseinigkeit zu schaffen, hätte vor vierzig Jahren unmittelbar nach dem großen Kriege, der uns die politische Einheit brachte, das bewußte planmäßige Streben recht vieler Männer und Frauen werden müssen. Tatsächlich regte sich auch für solche Arbeit in Männern der verschiedensten Volksschichten das Empfinden. Allerlei Kongresse, Vereinsgründungen, Aufrufe jener Tage sind dafür Zeugen. Oft wurde darin an Schenkendorfs Wort erinnert:

„Aber einmal müßt Ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den argen Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt Ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust ....
Dann nach vielen langen Kämpfen
Kannst Du ruhen, deutsche Brust!“

Daß man das Werden einer deutschen Gesinnungseinigkeit schließlich sich selbst überließ, hat sich seitdem bitter gerächt. Über die einfachsten Bedingungen guter deutscher Zukunft klaffen heute innerhalb unseres Volkes Unterschiede des Denkens, Empfindens und Wollens, die sehr bedenklich sind. Jetzt noch zur politischen Reichseinheit unserem Volke die Gesinnungseinigkeit zu gewinnen, ist schwere Arbeit. Aber sie muß in stiller, selbstloser Treue getan werden. Vielerlei neue Vereinsgründungen, literarische Bestrebungen, Unternehmungen von Staats- und Ortsbehörden, z. B. viele Bestrebungen für die heranwachsende Jugend beweisen, daß unter den mancher-

lei trüben Zeiterscheinungen innerhalb unseres Volkes für die Notwendigkeit dieser Arbeit das Verständnis erwacht ist.

Die wichtigsten Grundüberzeugungen und Grundpflichten, auf welche zum Wohle des Ganzen sich alle Deutschen einigen müssen und können, wollte dieses Büchlein zum Ausdruck bringen. — —

Dem einzelnen, der diese Zeilen liest, seien zu seiner persönlichen Mithilfe zu einer deutschen Gesinnungseinigkeit noch drei Pflichten auf das Gewissen gelegt:

Erstens, daß er sich nach besten Kräften ein eigenes sachliches Urteil über die wichtigsten Bedingungen bildet, unter denen nur ein Volksganzes gedeihen kann. Jeder Erwachsene — gleichviel ob Mann oder Frau, auf einer Universität gebildet oder nur in einer Gemeindeschule unterrichtet — muß zu stolz sein, über solche Fragen kein Urteil zu haben oder blind anderer Leute Urteile nachzusprechen. Eingehende politische Kenntnisse und Einsichten können sich natürlich nur wenige erwerben; aber zu einem gesunden, sicheren Empfinden für das, was unserem Volke und Vaterlande frommt, kann sich jeder erziehen. Es ist unwürdig und führt in eine unwürdige Abhängigkeit von Standesvorurteilen, Modeansichten, Zeitschlagwörtern, gewandten, dreisten Tageshelden, wenn man nach der Arbeit auf dem engen Berufsfelde nur noch für persönliche Liebhabereien und für Vergnügungen Sinn hat. Aber in den arbeitsfreien Stunden allein oder mit anderen sich immer tiefer in die Geschichte unseres

Volkes und die Geistesart seiner führenden Persönlichkeiten zu versenken, ist edle und von fremder Leute Urteilen immer mehr befreiende Erholung. Der christliche Glaube klagt mit Recht immer wieder, daß die Unwissenheit und die Trägheit seine schlimmsten Feinde seien. Auf vaterländischem Gebiete ist dieselbe Klage zu erheben.

Zweitens soll jeder einzelne sich bemühen, in seinem Familien- und Berufsleben nach bestem Können deutsche Art und deutsches Wesen zum Ausdruck zu bringen. Künsteleien und gesuchtem Wesen sei natürlich nicht das Wort geredet, wohl aber dem Mute zu deutscher Eigenart. Es gibt zahlreiche Familien und einzelne ganze Berufskreise, denen man — ohne daß Worte gemacht werden — sofort anmerkt, daß sie bewußt deutsch sein wollen. Hier hält man in deutscher Weise auf Religion und Frömmigkeit, auf Mannesehre und Frauenwürde, auf Familienzucht und Familienglück, auf Wahrheit und Freiheit, auf Bildung und Pflicht. Hier wird gern der deutschen Helden gedacht, wird das deutsche Lied gepflegt, werden vorzugsweise die deutschen Schriftsteller gelesen; hier grüßen einen von den Wänden Bilder deutscher Männer, Taten und Ehrenstätten, und für deutsche Not im Inlande, wie Auslande hat man hier ein mitfühlendes Herz und eine offene Hand. Bismarck nannte einmal einige solcher Berufskreise und sagte: „Nach der Schlacht bei Jena war in ihrem Lager die deutsche Zukunft." Nach solchem Ruhme soll bewußt jede Familie und jeder einzelne Berufsstand streben.

Drittens kämpfe jeder furchtlos und zähe

gegen jede Verleugnung deutscher Art und Vernachlässigung vaterländischer Pflichten, die er irgendwo ungesucht bei Volksgenossen gewahrt. „Es gilt ein frei Geständnis in dieser unserer Zeit, ein offenes Bekenntnis bei allem Widerstreit." Nicht kleinliche Schulmeisterei soll gefordert sein, aber wohl z. B. unzweideutige Entrüstung über vaterlandsfeindliche Parteipolitik, über persönliche Bereicherung auf Kosten des Ganzen, über schmähsüchtiges Herabsetzen vaterländischer Autoritäten und Einrichtungen, über charakterlose Nachäfferei ausländischer Art usw. Der rechte Deutsche muß zu stolz sein, sich durch das Gedränge der Menschentorheiten und Sünden möglichst glatt hindurchzudrücken oder eitlen, selbstsüchtigen Frauen gleich möglichst gefallen zu wollen. Er soll vielmehr wirken und bessern. Ein Charakter sein ist hundertmal mehr als beliebt sein und bleibt auch nie ohne schließliche Anerkennung und Lohn; ebenso wie der Feige und Gefallsüchtige schließlich erkannt wird. Und frischer, offener Kampf ist immer sittlicher als ein unlauterer Friede. Aufrichtigkeit und Geradheit, mögen sie auch von Unlauteren und Empfindsamen unangenehm empfunden werden, sind allein die Lebensluft, in der für den einzelnen, für die Familien und für ein ganzes Volk das wahre Wohl gedeiht. Bismarck hat uns Deutschen einmal Mangel an „Zivilkurage" vorgeworfen. Dieselben Männer, die im Kriege mit einem wahren Löwenmute kämpfen würden, hätten Angst, im Alltage für eine andere Art und andere Meinung, wie ihre Umgebung hat, einzutreten. Von diesem Vorwurfe zum Besten unseres Volkes und Vaterlandes

das Leben freizuhalten, muß ebenfalls das bewußte Streben jedes einzelnen sein.

In solcher Weise das Leben unter ernsten, vaterländischen Gesichtspunkten führen, das bereitet gelegentlich Mühen, bringt oft mit anderen Menschen, vielleicht mit sehr nahestehenden und mit recht einflußreichen, in Verdruß, aber — „nimm Dein Teil solcher Mühsal auf Dich!“ Dein Vaterland ist es wirklich wert. Und wie verschwindend bedeutungslos sind solche Mühen und Verdrießlichkeiten gegenüber dem inneren Segen echter deutscher Vaterlandsliebe!

Sie hebt den einzelnen über sich selbst und seine kleinen persönlichen Bedürfnisse, Neigungen und Ziele, über das Kleingetriebe des Alltagslebens, über den verwirrenden Einfluß flüchtiger Modegrößen und Zeitströmungen in eine klare, einheitliche, edle Lebensbahn und beglückt mit dem frohen Bewußtsein, an dem grünen Baume des Volksganzen kein Schädling zu sein, auch kein welkes Blatt, sondern ein, wenn auch vielleicht nur kleiner, verborgener, so doch frischer Zweig.

Die Menschen ohne solche echte Vaterlandsliebe verglich vor hundert Jahren Heinrich von Kleist verächtlich mit den Raupen auf den Blättern; jede läßt es sich auf ihrem Blatte wohl sein, keine aber kümmert sich um den Baum selbst. In unseren Tagen prägte der kerndeutsch gesinnte Dichter Peter Rosegger das Wort:

„Steht einer für alle und alle für einen,
So kann nicht der eine, das Ganze nicht fallen.
Die selbst sich nur lieben, das sind die Gemeinen,
Die Edlen, sie leben und leiden mit allen.“

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig